

**Deutscher
Reporterpreis
2016**

**Die 9 nominierten Texte in
der Kategorie
„Bester Essay“**

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

	Seite
1) Kittlitz von, Alard: Die Erde ist eine Scheibe (0070)	03
2) Wefing, Heinrich: Darf's auch etwas mehr sein? (0377)	09
3) Gesellmann, Christian: Warum ich aus Sachsen weggezogen bin (0385)	19
4) Schnaas, Dieter: Priester des Fortschritts (0597)	29
5) Fritzsche, Lara: Frauenlauer (0700)	38
6) Supp, Barbara: Im Rausch des Verzichts (0790)	47
7) Meschede, Laura: Wie wir in München die Nacht des Amoklaufs erlebten (0924)	60
8) Schiemenz, Juliane: Aus hartem Holz (1185)	64
9) Maurer, Marco: Mein Vater, das Volk (1327)	71

»Die Erde ist eine Scheibe«

Stimmt nicht? Ist doch egal. In politischen Debatten zählt ja auch immer weniger, was faktisch richtig ist. Denn die Lüge schmeckt süß, die Wahrheit aber bitter, sagt

Alard von Kittlitz, Die Zeit, 25.08.2016

Ich habe eine unangenehme Sucht entwickelt; ich bin süchtig geworden nach Statements aus den Reihen der Republikanischen Partei. Jeden Morgen muss ich mir zwanghaft die neuesten Aussagen von Trump und den anderen durchlesen, dieses haar-sträu-ben-de Gefasel, und jeden Morgen wird es irrer, was die von sich geben. Rekord bislang: Rudy Giuliani, der neulich behauptet hat, vor Obama hätte es keine nennenswerten Terroranschläge auf amerikanischem Boden gegeben.

Nehmen Sie sich bitte einen Augenblick Zeit, lassen Sie sich Giulianis Statement auf der Zunge zergehen. Will nicht ein glucksendes Lachen der Fassungslosigkeit in Ihnen hochsteigen? Sie wissen genauso gut wie ich und Mr. Giuliani, dass der 11. September 2001 den größten Terroranschlag der Weltgeschichte darstellt und dass der Präsident der USA damals George W. Bush hieß. Vielleicht erinnern Sie sich außerdem auch noch, wer Bürgermeister von New York war: Es war Rudy G.

Wenn nun ausgerechnet Giuliani so tut, als hätte es den 11. September nicht gegeben, dann fasziniert mich das. Im ursprünglichen Sinn des Wortes: Seine Lüge hat etwas Behexendes. Sie schockiert, darin erinnert sie an einen plötzlichen Akt der Gewalt. Man würde Giuliani gern etwas entgegenen, ist aber zu baff. Übrigens hätte das auch keinen Zweck. Tatsächlich würde die Entgegnung »Du lügst!« nur beweisen, dass man Giuliani nicht verstanden hat. Denn das Interessante ist: Jeder kann dessen Lüge mühelos durchschauen. Selbst die Leute, die ihm applaudieren, wissen im Zweifelsfalle, dass das gerade eine Lüge war. Aber es ist ihnen gleichgültig.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Die Frage, ob etwas den Fakten entspricht, verliert offenbar an Relevanz. Das ist es, was die amerikanischen Republikaner, und nicht nur sie allein, begriffen haben, und das ist es, was ich mir immer wieder ansehen muss, wie einen schwarzen Zauber, den ich nicht verstehen kann.

Was ich begreife: Es geht hier um Gefühl. Giuliani weiß: Für die Leute vor ihm im Publikum ist es gefühlt wahr, dass seit Obama alles schlimmer geworden ist, auch der Terror. Seine Lüge nimmt dieses Gefühl auf, seine Lüge bestätigt es. Im Englischen kursiert seit einer Weile der Ausdruck *post-truth politics*. Er steht für das Phänomen, dass die Wahrheit einer Aussage für ihren Wert in der politischen Arena nicht mehr so wichtig ist.

Sagen Sie jetzt nicht: Na ja. Ist halt in Amerika so. Die mögen ja auch *r obot wars*, Banken mit Drive-in und allein einen Zentner Cookies-and-Cream-Eis verspeisen. Aber mit uns hat das doch nichts zu tun.

Das hat es sehr wohl. In England zum Beispiel wurde von den Brexit-Befürwortern vor dem Referendum ebenfalls täglich widerlegbarer Quatsch verzapft: etwa dass es bei einem EU-Austritt sofort jede Woche 350 Millionen Pfund mehr für die staatliche Gesundheitskasse geben würde. War gelogen. Gewonnen haben die Leave-Advokaten trotzdem. Oder vielleicht gerade deswegen.

Und wenn Thomas de Maizière bei Maybrit Illner im Oktober 2015 behauptet, 30 Prozent der vermeintlichen Syrer in Deutschland stammten gar nicht aus Syrien, ohne dass sein Ministerium diese Zahl auch nur ansatzweise belegen könnte (und Nachforschungen im Gegenteil auf einen Anteil von weniger als einem Prozent schließen lassen): An wen wendet sich der Minister mit dieser Fantasie? Ist das nicht ein sehr bewusster Streichler für den rechten Rand der CDU, für alle, deren gefühlter Wahrheit diese Behauptung entspricht? Oder wenn Katja Kipping von den Linken im Fernsehen erklärt, die Bundesregierung spreche mit der Türkei nicht über die Menschenrechtslage dort. Bedient sie mit dieser ausgesprochen leicht widerlegbaren Falschaussage nicht bewusst die Wut all jener, die das europäische Flüchtlingsabkommen mit Erdoğan's Staat ablehnen? Natürlich erzählten Politiker ihren Wählern schon immer am liebsten das, was die gern hören wollten. Aber solche Lügen durften nicht

auffliegen, sie waren geächtet, so redete man am ehesten in Bierzelten, nicht im Fernsehen.

Das Verschieben des deutschen Politikbetriebs in Richtung *post-truth* betreibt vielleicht am eifrigsten Alexander Gauland, beispielsweise indem er sagt, die Bundesregierung versuche, das deutsche Volk durch Migranten zu ersetzen. Das lässt sich nämlich weder be- noch widerlegen. Es ist damit vielleicht keine Lüge im strengen Sinne, aber es ist erst recht keine Meinung. Was Gauland da sagt, ist eine Behauptung, deren Belegbarkeit dem Sprecher wie den Hörern gleichgültig geworden ist. Die AfD vollzieht den Abschied von der Faktenorientiertheit nicht zufällig am konsequentesten. Sie ist die jüngste, die zeitgemäße unter den deutschen Parteien, sie versteht am ehesten, wie man derzeit Stimmen gewinnt.

Auf den ersten Blick erscheint es vielleicht merkwürdig, dass das Aussprechen von Unwahrheiten und halsbrecherischen Behauptungen gerade Konjunktur haben soll. Die Stimmung im Land ist nämlich ausgesprochen misstrauisch. Laut einer Forsa-Umfrage aus dem Februar 2016 vertrauen nur noch 20 Prozent der deutschen Bevölkerung den Politikern. Und lediglich ein Drittel vertraut dem Fernsehen und den Printmedien. Man könnte meinen, dass dieses allgemeine Misstrauen jede öffentliche Lüge erschwert.

Aber das Gegenteil ist der Fall. Das Misstrauen ist die Voraussetzung einer Politik jenseits des Faktischen. Denn wer sagt, dass alle Politiker lügen, macht seine Entscheidungsfindung nicht mehr von der Wahrheitsfrage abhängig. Eine Lüge wie beispielsweise die von Merkel 2013, man verhandele mit den Amerikanern gerade über ein No-Spy-Abkommen, verliert erst dann ihr wahres, diskreditierendes Gewicht, wenn es ohnehin keine Unschuldsvermutung mehr gibt. In einer Welt umfassenden Misstrauens geht es nicht mehr um Faktizität, sondern um Sympathie. Es geht nicht mehr darum, ob eine Partei glaubwürdig ist, es geht darum, ob sie dem Wähler nahe ist, und zwar in dem Sinne, dass sie über die Welt so redet, wie der sie selbst erlebt oder gern sehen will, unabhängig von gegebenen Realitäten. Die *post-truth*-Politik hat das begriffen, allen voran die AfD, unter deren Anhängern das Misstrauen gegenüber dem Establishment – »Wir sind das Volk«, »Pinocchio-Presse« – am stärksten ausgeprägt ist.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Damit aber wird die Debattenkultur den Gesetzen von Like und Dislike unterworfen. Der Wert einer politischen Aussage bemisst sich dann nicht an ihrer Stichhaltigkeit oder ihren Konsequenzen, sondern allein an ihrem Zustimmungspotenzial. Im Juni in Elsterwerda ernteten Björn Höcke und Alexander Gauland grölenden Applaus für die Behauptung, in Deutschland gebe es eine »Kanzler-Diktatur« (auch wenn Gauland später im Fernsehen log, das habe er nie gesagt). Über die Stichhaltigkeit dieser Aussage kann man nicht diskutieren, es folgt auch nichts aus ihr, in dem Sinne ist sie noch nicht einmal ein Vorwurf. Man kann nur fühlen, dass dieser Spruch richtig ist, oder eben lächerlich.

Eine demokratische Debatte lebt von belegbaren Fakten, über die Einigkeit herrscht. Die Auseinandersetzung entzündet sich dann an der Frage, was aus diesen Fakten eigentlich folgt.

Einigkeit: »In Fukushima ist ein Kernkraftwerk havariert.« Uneinigkeit: »Ausstieg aus der Atomenergie!« – »Atomenergie noch sicherer machen!«

Oder Einigkeit: »Den Griechen droht der Bankrott.« Uneinigkeit: »Rettungspaket schnüren!« – »Raus aus dem Euro!«

In solchen Debatten geht es um die Konsequenzen aus einer Tatsache, die alle gleichermaßen anerkennen. Die Auseinandersetzung entsteht aus Deutungen, Ideen und Ideologien.

Was aber passiert, wenn das Faktische selbst in Abrede gestellt wird, indem systematisch gelogen, abgelenkt, verwässert wird? Wenn beispielsweise einfach behauptet wird, dass es keine russischen Truppen in der Ukraine gebe, obwohl das nicht mehr zu leugnen scheint? Wo es keine gemeinsame Faktenlage gibt, wird nur noch über Wirklichkeitsbilder gestritten, nicht mehr über Handlungsoptionen. Ein Streit darüber, was in der Welt der Fall sei, ist aber keine genuin politische Debatte mehr. Auch das ist ein Merkmal von *post-truth politics*: Die Lüge lähmt den politischen Betrieb.

Bekanntermaßen sind sich 99 Prozent der Klimaexperten in der Welt einig darüber, dass es eine von Menschen gemachte Erderwärmung gibt. Ein paar geschickte Lobbyisten haben an dieser wissenschaftlich gesicherten Erkenntnis allerdings so lange systematisch Zweifel gesät, bis aus der Tat- eine Ansichtssache wurde. Während

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

also ein Hitzerekord nach dem anderen gebrochen wird, wird in vielen Ländern weiter darüber gestritten, ob es den Klimawandel überhaupt gibt.

»Eventuell täuschen sich die Wissenschaftler ja, hm, wer weiß schon« ist natürlich auch leichter zu ertragen als »Wir haben die Schöpfung kaputt gemacht und müssen anders leben«. Bei Nietzsche heißt es, dass man um der Wahrheit willen an der Seele Hunger leiden muss. »Das ist die bittere Wahrheit«, sagen wir nicht umsonst. Die Lüge ist dagegen süß. Wie aus Zuckerwatte. Sie beleidigt nicht, sie verlangt nichts. Die Lüge ist nicht, was wir hören müssen, sondern was wir hören wollen.

Post-truth-Politik lebt von dieser geistigen Glukose. Sie wendet sich an alle, denen es unangenehm ist, wenn Tatsachen das eigene Weltbild bedrohen. Je weiter eine Position politisch am Rand steht, desto tatsachenallergischer wird sie. Weil die Ideologie dort so umfassend ist, dass ein einziger Widerspruch gleich das gesamte Konstrukt erschüttert.

»In Köln haben dunkelhäutige Männer Frauen belästigt, beraubt und vergewaltigt« – das darf nicht wahr sein. »Vor Europas Grenzen krepieren Kinder, die vor Splitterbomben und bärtigen Psychopathen davongelaufen sind« – das darf nicht wahr sein.

Die aufgeklärte Position ist jene, die beide Tatsachen erträgt und sich fragt, was daraus folgt. Der Unterschied zwischen aufgeklärter Politik und *post-truth*-Politik liegt hierin: In der aufgeklärten Politik dient die Ideologie zur Interpretation der Fakten. In der *post-truth*-Politik dient die Ideologie zu deren Auswahl.

Ich hätte gern mal eine Talkshow, bei der die eingeladenen Politiker sich zu Beginn auf so unangenehme Tatsachen wie die beiden oben genannten einigen müssen und danach ernsthaft diskutieren, was daraus folgt. Statt sich, wie in den meisten Runden, mit Behauptungen und Lügen zu beballern. Ich glaube, dass das richtig erbaulich werden könnte, wir würden ganz bewegt sein davon.

Denn uns droht eine Welt ohne gemeinsame Tatsachen. Sie zeichnet sich ab auf den Hochämtern meiner dunklen Sucht, auf Donald Trumps Wahlkampfveranstaltungen. Dort träumen sie den sanften Lügentraum von einer Mauer zwischen den USA und Mexiko, von einem terrorfreien Amerika, das den IS bombardiert und endlich

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

wieder groß und stark ist. Trump, der oberste Sandmann, hat verstanden, dass seine Wähler aus diesem Traum unter keinen Umständen geweckt werden wollen. Am vergangenen Donnerstag schenkte er ihnen auf der Bühne in Charlotte seine bislang größte, beste, schönste Lüge. »Ich werde euch immer die Wahrheit sagen«, sagte Trump.

Darf's auch etwas mehr sein?

Jahrzehntelang hieß es: Weniger Staat! Das erweist sich spätestens in der Flüchtlingskrise als Illusion. Über eine historische Trendwende

Von Heinrich Wefing, DIE ZEIT, 10.12.2015

Wenn nicht alles täuscht, erleben wir gerade die Wiederkehr des starken Staates. Man muss nicht lange überlegen, um sich klarzumachen, dass die enormen Aufgaben, die in den nächsten Jahren auf uns zukommen, nicht ohne einen starken Staat gemeistert werden können: Wir müssen dem Terror trotzen, ohne in Hysterie zu verfallen. Wir müssen Hunderttausende, wenn nicht Millionen Zuwanderer integrieren und den Zustrom weiterer Migranten regulieren. Und wir müssen erkennen, dass die EU zum ersten Mal seit 1989 nicht mehr nur von potenziellen Partnern und Beitrittsaspiranten umgeben ist, sondern mehr und mehr von Staaten, die entweder in die Instabilität abgleiten oder ins Autoritäre.

Angesichts der Abkehr der Amerikaner von Europa und dem Nahen und Mittleren Osten müssen wir deshalb unsere Sicherheit künftig selbst garantieren. In einem Ausmaß, das noch vor wenigen Jahren undenkbar schien und völlig quer steht zum habituellen Pazifismus der Republik. Der eben erst beschlossene Einsatz in Syrien ist da vermutlich allenfalls ein Anfang.

All das geht nur mit dem Staat. Die Zivilgesellschaft kann das nicht allein, jedenfalls nicht auf Dauer. Der Markt vermag es nicht, die Algorithmen der digitalen Staatsverächter von Google und Co. können es erst recht nicht, und Europa versagt gerade ziemlich kläglich. Es sind klassische Staatsaufgaben, die niemand sonst erledigen kann: Sicherheit und Ordnung, Recht und Gerechtigkeit.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Alles spricht dafür, dass wir künftig mehr Polizisten brauchen, mehr Richter, mehr Lehrer, vermutlich auch mehr Soldaten und Spione. Und mehr heißt jeweils: viel mehr. Wir reden nicht von einer Handvoll zusätzlicher Sozialarbeiter und Staatsanwälte hier und da, sondern eher von Hundertschaften.

Integration, Innere Sicherheit, Intelligence, also Nachrichtengewinnung durch Geheimdienste – das sind die drei großen Aufgaben des Staates in den kommenden Jahren, und sie können nur gelingen, wenn der Staat über ausreichend Mittel verfügt – und sie auch einsetzt.

Ausgerechnet der Staat, der lange Zeit immer kleiner und inkompetenter geredet worden ist, der Staat, über den nur noch Fantasien des Rückzugs und des Absterbens im Umlauf waren – dieser Staat erlebt gerade seine notwendige Renaissance. Das heißt nun nicht, dass wir unbedingt mehr Gesetze brauchen. Es geht auch nicht um mehr Kompetenzen für die Sicherheitsbehörden. Es geht darum, dass wir die Strukturen und die Institutionen schaffen, die staatliches Handeln braucht. So fordert der Hauptgeschäftsführer des BDI, Markus Kerber, in dieser Ausgabe der ZEIT die Einrichtung eines Integrationsministeriums.

Es geht aber auch um härtere Fragen. Um Entscheidungen, die uns innerlich zerreißen: Wir werden, nur zum Beispiel, in der Bundesrepublik irgendwann nicht mehr um die Debatte herumkommen, ob wir in der Nachrichtengewinnung auf Dauer von den Amerikanern, Briten und Franzosen abhängig bleiben wollen – und dann als Bittsteller im Zweifel auch deren Regelbrüche zu akzeptieren haben. Oder ob eine Macht in der Mitte wie Deutschland nicht auch bei der Aufklärung souverän werden muss, halbwegs jedenfalls, was bedeuten würde, gegen alle antrainierten politischen Reflexe die Geheimdienste auszubauen.

Integration, Innere Sicherheit, Intelligence – all das wird übrigens auch Geld kosten. Viel Geld. Geld, das anderswo fehlen wird. Auch darauf müssen wir uns einstellen.

Die einigermaßen kuriose Pointe dieser Erkenntnis ist der Umstand, dass die Stärkung des Staates notwendig wird, ganz gleich, wie man zum Beispiel über die

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Flüchtlingsfrage denkt. Egal, ob man eher für offene Grenzen eintritt oder für deren Schließung – um eine starke Exekutive kommt niemand herum.

Wer die Grenzen schließen oder auch nur die Zuwanderung stark einschränken will, kann das nicht ohne Beamte und Kontrollen, nicht ohne Abweisung und Abschiebung, die notfalls mit Zwang durchgesetzt werden müssen. Er braucht den starken, durchgreifenden Staat.

Aber auch derjenige braucht den starken Staat, der die Migranten nicht abweisen, sondern aufnehmen will. Denn dann braucht es mehr Kontrollen im Innern, eine bessere Sicherung der Flüchtlingsunterkünfte. Es braucht Beamte, die gegen die erwartbaren Verwerfungen ansteuern bei der Integration von Hunderttausenden Einwanderern aus dysfunktionalen Gesellschaften, von Traumatisierten, von Analphabeten und Bildungsfernen in eine hochdifferenzierte, liberale Kultur. Es braucht Beamte, die Reibereien zwischen verschiedenen Zuwanderergruppen unterbinden und die Regeln, die in Deutschland gelten, auch bei den Neuankömmlingen durchsetzen.

All das wird nicht ohne Spannungen und Ärger funktionieren, und es könnte auch noch hässliche Nebenfolgen haben. Schon weisen Fachleute darauf hin, dass die Gleichzeitigkeit von dschihadistischem Terror und dem massiven Zuzug von Migranten die Entstehung eines rechten Untergrunds befeuern könnte, die Bildung von rechtsextremistischen Zellen und Verbindungen. Manche Sicherheitsexperten warnen bereits vor einer Generation rechter Terroristen nach dem NSU. Auch ihnen kann nur ein starker Staat begegnen.

Vermutlich wird das auch bedeuten, dass wir uns in einer neuen, mürrischen Gelassenheit üben müssen. Dass wir uns an das Lästige des Alltags im Schatten der Gefahr gewöhnen werden. An Sicherheitskontrollen vor Bahnhöfen und Behörden, an Leibesvisitationen vor Konzerten und Kaufhäusern. Anders, zugespitzter gesagt: Ein bisschen weniger Idylle, etwas mehr Israel. Niemand will das, niemand mag das, aber kaum jemand wird es als unerträglich empfinden, solange die Bedrohung existiert. Und das kann noch lange sein.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Kurz: Je unruhiger die Zeiten, desto wichtiger ist ein wirkmächtiger Staat, der die Befolgung der Gesetze sichert und dafür auch die Mittel hat.

Das ist ein Einschnitt in das Selbstverständnis der Republik, dessen Bedeutung sich kaum überschätzen lässt. Seit Jahren und Jahrzehnten, eigentlich schon seit Gründung der Bundesrepublik, verstärkt durch die 68er-Bewegung und beschleunigt noch einmal nach 1989, ging die Grunddrift immer zuverlässig in die entgegengesetzte Richtung. Der Staat rüstete ab, wurde weniger autoritär, weniger eingreifend, zog sich aus vielen Bereichen der Gesellschaft zurück – etwa aus der Sexualmoral. Und natürlich war das gut so, aus Untertanen wurden Bürger, aus Behörden wurden Serviceagenturen. Über Beamte in Deutschland ärgert man sich manchmal, aber man fürchtet sie nicht mehr. Das allein ist schon eine enorme Zivilisationsleistung.

Doch damit nicht genug. Die Pendelbewegung ging weiter. Von Neoliberalen und von Kommunitaristen, von den Eliten der Globalisierung wie von den Eliten der Graswurzelbewegungen wurde die schleichende Delegitimierung des Staates weiter vorangetrieben, teils aus Idealismus, teils aus Wurschtigkeit, häufig aus massiven ökonomischen Interessen heraus.

Mit Erfolg propagierten diese Eliten, es sei schier unvermeidlich, dass sich der Staat nach oben und nach unten hin auflöse. Nach oben: in NGOs, ins Suprastaatliche, nach Europa oder gleich in die Vereinten Nationen. Und nach unten: ins Kommunitäre, in subsidiäre Strukturen der digitalen Selbstverwaltung, die den Staat irgendwann überflüssig machen würden. Im Denken des kalifornischen Silicon Valley verdichteten sich diese Vorstellungen, der Staat sei eher das Problem als die Lösung, und Algorithmen machten die bessere Politik, zu einer wirkmächtigen libertären Ideologie, die auf die ganze Welt ausstrahlt.

Übrig blieb, zumal in Deutschland und Europa, fast nur noch der sozial-technokratische Wohlfahrtsstaat, der verteilt und unterstützt, steuert und ausgleicht, eine Agentur zur Vervollkommnung sozialer Gerechtigkeit. Es ist kein Zufall, dass Verfassungstheoretiker derzeit gern über die Staatskunst des nudging diskutieren,

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

über den Staat des zarten Anstupsens, der nur noch warnt und belehrt, der seine Bürger sanft in die richtige Richtung schiebt, durch gutes Zureden und allerlei Anreize, durch Subventionen, Lebensmittelampeln und Sprachpolitik.

Und das ist beileibe keine bloß theoretische Diskussion. Die Polizei in Deutschland wurde jahrelang fast systematisch ausgehungert, Stellen wurden gestrichen oder nicht nachbesetzt, die Ausrüstung nur schleppend verbessert. Die Folgen sind schmerzhaft offenkundig. In einer großen Recherche von ZEIT und ZEIT ONLINE hat ein Team von Reportern erst in der vergangenen Woche offengelegt, wie skandalös gering die Fahndungserfolge bei gewalttätigen Attacken auf Flüchtlingsheime überall in Deutschland ist. Nur zwei Prozent der Fälle konnten aufgeklärt werden. Das hat viele Gründe, aber einer der wichtigsten ist die personelle Ausdünnung der Polizei. Es fehlen Beamte vor Ort, es fehlen Beamte in der Fläche, es fehlen Experten, Brandsachverständige zum Beispiel.

So wird dieser Staat mit den neuen, verschärften Spannungen nicht fertig werden, die uns bevorstehen. Mit nudging allein fängt man keine Brandstifter, kommt man weder rechten noch islamistischen Terroristen bei. Oder, anders formuliert, in den Worten des ehemaligen Bundesverfassungsrichters Udo Di Fabio: "Das Credo der Eliten, wonach der Staat unfähig sei, die Probleme des 21. Jahrhunderts zu meistern, mag richtig oder falsch sein: Es steht aber in geradezu abenteuerlichem Gegensatz zu der Erfahrung, dass ohne organisierte Staatlichkeit nichts geht: keine Menschenrechte, kein Frieden, kein Klimaschutz, keine Gerechtigkeit."

Auch das ist keine bloß theoretische Erkenntnis. Es ist vielmehr eine Erfahrung, die wir gerade machen, wider Willen, mitten in Europa. Die Flüchtlingskrise nämlich führt uns auf geradezu dramatische Weise vor Augen, dass die Hoffnung gescheitert ist, die Nationalstaaten würden sich früher oder später ins Supranationale auflösen.

Wir erleben gerade das Gegenteil: Die EU erweist sich in diesen Tagen als exekutiver Zwerg. Sie kann ihre Außengrenzen nicht sichern, und sie kann ihre

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Regeln nicht durchsetzen: Dublin ist gescheitert, Schengen, also die Freizügigkeit des Reiseverkehrs, steht kurz davor zu scheitern, und die sogenannten Hot Spots zur Aufnahme und Erstregistrierung von Flüchtlingen entpuppen sich als bürokratisches Fantasma.

Überall auf der Welt ist die Grenze, die gesicherte Grenze, eines der Wesensmerkmale des Staates. Nur die EU meinte darauf verzichten zu können – eben weil sie bestenfalls eine Staatsabstraktion ist.

Das heißt nicht, dass Europa insgesamt gescheitert wäre oder demnächst scheitern muss. In vielen Bereichen funktioniert es gut und bleibt unentbehrlich. Unter dem epochalen Druck der Flüchtlingswelle aber verlagert sich das Handeln wieder, wie schon in der Finanzkrise, von oben nach unten, vom Abstrakten zum Konkreten, von der Brüsseler Ebene zu den Nationalstaaten. Und die nutzen den Moment mit aller Entschiedenheit. Kontrollieren Grenzen, schließen Übergänge, bauen Zäune, lassen Militär aufmarschieren und Hubschrauber kreisen.

Mit anderen Worten: Auch die Schwäche Europas macht den starken Staat erforderlich. Bleibt schließlich die Hoffnung aufs Digitale, die modernste Form der Staatsverachtung. Auch sie erweist sich als trügerisch. Es ist ein Irrglaube, die Welt werde nur immer

digitaler. Sie wird mitunter auch wieder analoger. Fleisch und Blut behalten ihre Rolle in der Weltgeschichte, vor allem Blut. Und mitunter wird dabei das Digitale zum Katalysator für Probleme, die digital nicht mehr zu lösen sind.

Wie schon beim Arabischen Frühling zeigt sich das auch in der Flüchtlingskrise. Sie ist nicht zu denken ohne Handys und Apps, ohne die Online-Selbstorganisation der Migranten.

Die Zuwanderer kommen nicht, natürlich nicht, weil sie Smartphones haben. Aber weil sie Smartphones haben, kommen sie so rasch in großer Zahl und können jederzeit auf andere Routen ausweichen.

Google und die anderen Digitalkonzerne, die Finanzmärkte, auch die Propagandisten des Postnationalen, die Brüsseler Euler, sie alle sahen den Staat

schon auf der Abraumhalde der Geschichte – oder im Übergang zu seiner Selbstaufhebung. Aber das war offenkundig voreilig. Vielleicht, mindestens jedenfalls bis zum Beweis des Gegenteils, sollten wir einfach davon ausgehen, dass der Nationalstaat eben doch das funktionalste Gefäß für die zeitgenössische Demokratie ist.

Damit aber verändert sich die Fließrichtung der Staatsdebatte, wahrscheinlich zum ersten Mal überhaupt seit Gründung der Republik.

Eine Ahnung von der veränderten Rolle des Staates konnte man bereits vor Jahren bekommen, während der globalen Finanzkrise. Auch da hatte sich der Staat zurückgezogen, hatte hemmungslos dereguliert und sich damit selbst entmächtigt, bis die entfesselten Märkte zusammenbrachen. Und am Ende blieb dem verhöhnten Staat nichts anderes übrig, als zum Retter zu werden. Erst musste der Staat die Banken retten, dann die starken Staaten die schwachen.

Dennoch, trotz dieser ziemlich frischen Erfahrung, ist es immer noch fast so etwas wie eine Provokation, vom starken Staat zu sprechen. Der Begriff löst unweigerlich Abwehrreflexe aus. Starker Staat, das klingt nach wilhelminischer Obrigkeit oder amerikanischer Polizeiwillkür, nach Massenüberwachung, Guantánamo und Waterboarding.

Und die Gefahren des staatlichen Machtmissbrauchs sind ja offenkundig, es gibt sie, und sie sind real. Manches von dem, was Präsident Hollande jetzt für Frankreich vorhat – verlängerter Ausnahmezustand, Hausdurchsuchungen ohne richterlichen Beschluss, Entzug der Staatsbürgerschaft –, erinnert tatsächlich auf verstörende Weise an den USA Patriot Act, die hysterische Reaktion der Amerikaner auf den 11. September 2001. Noch mehr Überwachung, noch mehr Gesetze, noch mehr Kompetenzen für die Sicherheitsbehörden.

Brauchen wir da wirklich einen starken, einen noch stärkeren Staat? Haben wir nicht lange genug schlechte, ja katastrophale Erfahrungen mit dem überstarken Staat gemacht, vor allem in Deutschland? Sind nicht all unsere politischen Quälgeister zugleich Verfechter des starken Staates, Autokraten wie Putin,

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Erdogan, Orbán? Haben sie nicht endlos das Schwule und Schwächliche des Westens verhöhnt – und nun wollen wir ihnen auch noch recht geben? Und schließlich: Trumpfen die Staaten des Westens nicht gerade schon mehr als stark auf?

Frankreich ändert seine Verfassung, zieht in den Krieg gegen den IS. In Brüssel patrouillieren schwer bewaffnete Soldaten in den Fußgängerzonen, stehen die U-Bahnen ein Wochenende lang still. Deutschland diskutiert über Bundeswehreinätze im Innern, schickt Tornados nach Syrien und eine Fregatte ins Mittelmeer.

Angesichts solch martialischer Beschwörungsformeln, solcher Autosuggestionen der eigenen Stärke, brauchen wir nicht nur einen starken Staat, wir brauchen vor allem einen neuen Begriff davon, warum der Staat stark sein muss und was ihn ausmacht. Und wie er sich vom autoritären Staat unterscheidet.

Wer das begreifen will, der muss nur die Menschen fragen, die jetzt zu Hunderttausenden zu uns kommen. Sie fliehen nicht vor zu viel Staat, sondern vor zu wenig. Sie kommen aus schwankenden und kollabierenden Staaten. Sie wissen, dass überall dort, wo staatliche Ordnungen zerfallen, nicht Freiheit einkehrt, sondern Korruption, Entrechtung, Fanatismus und Gewalt. Sie wissen: Wo der Staat schwach ist, gilt das Recht des Stärkeren. Sie suchen daher den funktionierenden Staat: den Staat, der die Menschenrechte garantiert, das Zusammenleben ordnet, den Hilfsbedürftigen zur Seite steht.

Sie suchen eine Polizei, die das Recht schützt, nicht die Machthaber. Sie suchen Gerichte, die Streit regeln statt Unterdrückung zu legitimieren. Sie suchen Behörden und Beamte, die nicht einem Clan, einer Religion oder Ethnie dienen, auch nicht einer Ideologie, sondern dem Gemeinwohl.

Natürlich ist eben dies auch das beständige Versprechen des Autoritären überall auf der Welt, in Putins Russland genauso wie in der Türkei Erdo#ans oder Orbáns Ungarn: dass sie Ordnung schaffen, Sicherheit bieten, das Chaos bändigen. Dass die Menschen beruhigt ihre Kinder in die Schule schicken und ihren

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Geschäften nachgehen können. Was also unterscheidet den autoritären Staat vom starken Staat? Und wie können wir sicherstellen, dass der starke Staat nicht ins Autoritäre kippt?

Der starke Staat unterscheidet sich, in aller Knappheit, vom autoritären Staat, weil er die Freiheit ermöglicht, statt sie zu bekämpfen. Es gibt Staaten ohne Freiheit, aber es gibt keine Freiheit ohne den Staat.

Der starke Staat kennt Zonen des Durchgreifens, und die werden nicht notwendig immer kleiner. Aber er kennt auch Zonen, in die er nicht eingreift, deren Freiheit er schützt. Er respektiert die ausdifferenzierten Subsysteme der Gesellschaft – Wirtschaft, Kultur, Wissenschaft, Privatsphäre – und bezieht daraus seine Kraft. Der autoritäre Staat hingegen greift überall durch, und muss an diesem Größenwahn irgendwann scheitern.

Der starke Staat ist ein Staat, der sich nicht erpressen lässt. Nicht von den Märkten, nicht von organisierten Interessen, schon gar nicht von Terroristen. Wie ernst das sein kann, tödlich ernst, daran ist bei den Trauerfeiern für Helmut Schmidt gerade noch einmal erinnert worden. Der starke Staat muss aber auch die Mittel haben, um nicht erpressbar zu werden.

Der starke Staat ist ein Staat, der starke Kontrollinstitutionen hat, checks and balances, starke Gerichte, selbstbewusste Parlamente, eine freie Presse. Vor allem aber ist der starke Staat ein Staat, der seine eigenen Regeln ernst nimmt. Der Recht setzt und auch durchsetzt. Beides freilich gehört zusammen, und daran hat es im Westen zuletzt häufig gefehlt.

In der EU, die kein Grenzregime kannte und das Dublin-System aufgegeben hat aus Schwäche und aus Gedankenlosigkeit. Aber auch in der Bundesrepublik, die ihr eigenes Asyl- und Abschieberecht jahrelang ignoriert hat. Selbst abgelehnte Asylbewerber wurden kaum in ihre Herkunftsländer zurückgebracht, die zuständigen Behörden hatten kaum Mittel und Personal, und die Politik zeigte nie den Mut, geltendes Recht zu vollziehen.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Der starke Staat aber, das ist auch der Staat, der das Recht nicht schwächt, indem er es unter den Vorbehalt vermeintlicher Werte stellt. Das Recht ist die demokratisch verfestigte Gestalt, die die Werte gefunden haben, nicht deren Gegenteil.

Die Widersacher des Westens, die Terroristen wie die Autokraten, wollen uns letztlich in ihre binäre Logik hineinzwingen. Das ist das gedankliche Zentrum der kommenden Auseinandersetzungen. Sie wollen uns suggerieren, wir müssten uns irgendwann entscheiden zwischen dem Chaos und dem Autoritären. Darauf aber kann es nur eine Antwort geben: weder noch. Es gibt einen dritten Weg, den westlichen Weg: den des liberalen und starken Staates.

Und die letzte Garantie gegen das Kippen des starken Staates sind wir, die Bürger. Denn die Liberalisierung des Staates hat ja nicht nur den Staat verändert, sondern auch die Gesellschaft. Der Befehlston, das Herumkommandieren und Unterwerfen sind aus den Amtsstuben verschwunden, aber auch aus den meisten Familien, aus den Schulen und vielen Unternehmen. Mag sein, dass diese Entwicklung nicht auf ewig unumkehrbar ist. Aber zunächst einmal und auf lange Zeit immunisiert sie uns gegen die Versuchung des Autoritären.

Warum ich aus Sachsen weggezogen bin

Wenn Hauptkommissare Selbstjustiz verüben und keinen juckt's, wenn Nazis ungestraft in aller Öffentlichkeit Jagd auf Ausländer machen, wenn man nicht nicht mit schuld sein kann: Auf Wiedersehen, Sachsen.

Von Christian Gesellmann, Krautreporter, 11.03.2016

Zwickau, Sachsen, Mitte der Neunzigerjahre: Meine Nachbarn waren die «HooNaRa» – Hooligans, Nazis und Rassisten. Die hiessen wirklich so. Es stand auf ihren T-Shirts und auf ihren Bannern, weiss auf schwarz.

Sie standen im Fanblock des FSV Zwickau, sie besetzten die Terrasse des Eiscafés im Freibad, sie veranstalteten Konzerte und hatten einen Klamottenladen in der Innenstadt. Und ab und zu feierten sie auf dem Fahrübungsplatz hinter dem Haus meiner Eltern. Dort hatten sie eine kleine Baracke.

Weil Nazis gern um Feuer herumstehen, wenn sie Nazifeiern machen, und auf Fahrübungsplätzen nicht viel Brennbares zu finden ist, suchten sie nach Holz in der Nähe und fanden unseren Zaun. Er brannte gut und knackte wie ein altes Grammophon, während die HooNaRa drum herumstanden, unfassbare Mengen Bier tranken und «Sieg Heil» riefen. Wenn fünfzig Männer gemeinsam singen, kann man das sehr weit hören. Manchmal kletterten mein Bruder und ich auf das Vordach unseres Hauses, drückten uns an die Hauswand und beobachteten sie.

Meine Eltern riefen die Polizei. Die Polizei sagte, man wisse schon Bescheid. Man könne aber nichts machen – man habe nicht genug Leute. Meine Eltern schrieben dem Ordnungsamt – der Ordnungsamtsleiter rief zurück und sagte: Das sind nur Dummejungenstreiche, und er habe Wichtigeres zu tun. Bald hatten wir keinen Zaun mehr.

Einmal stand ein Polizeiwagen in der Einfahrt zu unserem Haus, während die Nazis wieder mal feierten. Zwei Polizisten blitzten Raser. Wir gingen hin zu ihnen.

«Hören Sie das nicht?», fragten wir.

«Was denn?»

«Die «Sieg Heil»-Rufe?»

«Und? Was sollen wir da jetzt machen?»

Es waren nicht nur Dummejungenstreiche, die die HooNa-Ra ausheckten. Das hätte man damals schon wissen können. Heute muss man es wissen – einige von ihnen gehörten zum Netzwerk des späteren Nationalsozialistischen Untergrunds (NSU). Sie halfen beim Töten. HooNaRa-Anführer Ralf «Manole» Marschner arbeitete zehn Jahre lang für den Bundesverfassungsschutz, wie 2013 bekannt wurde. Nach eigener Aussage ist er dem Trio in Zwickau nie begegnet. Nach Aussagen ehemaliger Mitarbeiter beziehungsweise Geschäftspartner hat er die Neonazis hingegen sogar in seiner Bau-firma und seinem Klamottenladen beschäftigt. Marschner lebt heute in der Nähe von Chur und hat ein Antiquitätengeschäft in Liechtenstein.

Der Ordnungsamtsleiter von damals ist heute Stadtrat in Zwickau. Er ist CDU-Mitglied und Träger des Bundesverdienstkreuzes. Bei der Polizei hat sich nicht viel geändert seitdem, darauf komme ich gleich noch zurück. Mein Bruder und ich sind aus Zwickau weggezogen, wie die meisten unserer Freunde, bald nach dem Abitur.

Der Mann war sehr wütend und sehr muskulös

Vor fünf Jahren bin ich nach Sachsen zurückgekommen, um erst in Chemnitz, dann in Zwickau für die Tageszeitung «Freie Presse» zu arbeiten. Vielleicht auch, um meine Heimat wiederzufinden. Nazis – nennt sie von mir aus, wie ihr wollt – gab es hier schon immer. Das wussten alle ausser der CDU.

Aber was musste geschehen, dass sie die Oberhand gewinnen? Was haben wir – ich und die anderen, die sich für die Guten hielten – falsch gemacht?

Vergangenen Sommer sah ich, wie in der Fussgängerzone ein Mann eine Roma anschrie.

Die Frau sass dort, direkt vor der Redaktion, mit ihrem Pappbecher auf dem Kopfsteinpflaster, und sagte: «Gutetag.»

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Der Mann war sehr wütend und auch sehr muskulös. Er forderte die Frau auf, aufzustehen und abzuhaufen. Und er hatte offensichtlich vor, so lange zu brüllen, bis sie gehen würde. Ich habe den Mann gefragt, was genau er denn da mache. Da wandte er sich sofort von der Frau ab, trat bis auf Bockwurstlänge an mich heran. Durch seinen voluminösen Brustkorb pumpte Wutblut. Ich hätte mich hier nicht einzumischen und solle gehen. Darauf habe ich ihm gesagt, dass er kein Recht hat, irgendjemanden herumzukommandieren.

Darauf sagte er: «Doch!»

«Dann sind Sie also gerade in dienstlichem Auftrag?», fragte ich ihn.

«Sie behindern hier eine Polizeiaktion. Ich verweise Sie vom Platz!»

«Sie sind allein und in Zivil. Der Frau haben Sie Ihren Ausweis auch nicht gezeigt. Das soll eine Polizeiaktion sein?»

«So, jetzt reicht's! Jetzt zeigen Sie mir mal Ihren Ausweis!» Ich zeigte ihm meinen Presseausweis. «Kann ich jetzt mal Ihren Ausweis sehen?»

«Sie haben sich hier nicht einzumischen. Weg jetzt! Sie denken, weil Sie Journalist sind, dürfen Sie alles?»

«Um Ihnen eine Frage zu stellen, brauche ich nicht mal Journalist zu sein. Im Moment frage ich als ganz normaler Bürger: Was machen Sie hier?»

«Als Bürger haben Sie mich GAR NICHTS zu fragen!» Dann zeigte er mir doch einen Ausweis.

Ein blauer Lappen, für mich wirkte der wie selbst gemacht, das Foto, auf dem er einen massiven Schnauzer hatte, sah aus, wie vor zwanzig Jahren im Fotofix am Hauptbahnhof geknipst – aber ich hatte vorher auch noch nie einen Polizeiausweis gesehen (ohne jetzt kleinlich werden zu wollen: Ich muss meinen Presseausweis jedes Jahr neu beantragen und rund 80 Euro bezahlen).

Daraufhin ist er erst mal abgedampft. Die Bettlerin blieb sitzen. Ich fand den Typ so absurd, dass ich dachte, ich ruf bei der Polizei an und frage, ob es den Hauptkommissar Wutbürger tatsächlich gibt, da kam er in die Redaktion gepoltert, brüllte mich ungefähr fünf Minuten lang an – was ich mir einbilde, blabla – und beschwerte

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

sich dann beim Redaktionsleiter über mich. Während er also im Nachbarzimmer zur Abwechslung auf meinen Chef einbrüllte, googelte ich seinen Namen.

Es stellte sich heraus: Er ist wirklich Hauptkommissar bei der Zwickauer Polizei. Sein Job: Präventionsbeauftragter.

Mein Chef hat mich anschliessend mit seiner Was-hastdu-denn-nun-schon-wieder-gemacht?-Stimme gefragt, was los war. Und das wars. Im Nachhinein betrachtet, eigentlich unglaublich: Man hindert einen ranghohen Polizisten an der Ausübung von Selbstjustiz gegenüber einer Roma. Danach bedroht einen der Polizist, der in seiner Eigenschaft als Präventionsbeauftragter regelmässig von der Zeitung interviewt wird, und schwärzt einen beim Boss an – und die Reaktion darauf ist gleich null.

Zwickauer Verhältnisse

Wir waren so abgestumpft, dass wir so was einfach ignorierten. Für Zwickauer Verhältnisse war das eine Lappalie.

Ein kleiner Blick in den hiesigen Wahnsinn:

- Etwa ein Dutzend Neonazis stürmen in eine Diskothek der Innenstadt und treiben alle Ausländer nach draussen, um sie zu verprügeln. Ein Türke liegt danach im Koma. Etwa sechzig Gäste sind zu dem Zeitpunkt in der Disco. Viele filmen und fotografieren die Tat. Als Zeuge meldet sich aber niemand von ihnen. Der Chef der Zwickauer Ausländerbehörde versucht nun den Türken, der seit elf Jahren in der Region lebt, abzuschieben – wohlgermerkt: nach der Attacke auf ihn. Nach einer Attacke, die bleibende Schäden verursachte. Und das trotz des Hinweises der Staatsanwaltschaft, dass der Mann in einem Gerichtsprozess der wichtigste (bis dahin sogar einzige) Belastungszeuge wäre. Konsequenzen für den Chef der Ausländerbehörde: keine. Politische Reaktionen auf den Vorfall: null. Eine Barkeeperin, die Aussagen zu rassistischen Äusserungen der Discobetreiber macht, wird mit anonymen Briefen bedroht. Ihre Tochter wird angespuckt, weil sie einen Albaner geheiratet hat. Eine Meute Neonazis macht Jagd auf Ausländer – und kommt weitgehend ungestraft davon. Nur ein Einziger der Schläger landet letztlich vor Gericht, er erhält eine Bewährungsstrafe.

- Eine Gruppe von rund fünfzehn Punks wird an einem Samstagabend auf dem Hauptmarkt von einer etwa gleich grossen Gruppe Neonazis verprügelt, die aus einem

Pub stürmen – und sich dorthin auch wieder zurückziehen, als die Polizei kommt. Die hält es für unverhältnismässig, die Täter aus dem Pub herauszuholen, mehrere flüchten durch den Seitenausgang, während erst mal die Personalien der Punks aufgenommen werden. Die Polizei hält es auch nicht für notwendig, den Vorfall in ihren Medienberichten zu erwähnen. Erst auf Nachfrage erklärt sie in einer späteren Pressemitteilung, der Übergriff sei «politisch motiviert» gewesen. Das örtliche «Bündnis für Demokratie und Toleranz» weist diese Bewertung in einer eigenen Pressemitteilung zurück – und empfiehlt den Punks, sich mit den lokalen Gewerbetreibenden an einen Tisch zu setzen, da es von deren Seite häufiger Beschwerden gegeben haben soll. Das «Bündnis für Demokratie und Toleranz» rechtfertigt somit indirekt Selbstjustiz. Punks berichten mir, dass die Polizisten am Tatort zu ihnen gesagt haben, sie könnten doch aus Deutschland abhauen, wenn es ihnen hier nicht passt. Ein einziger Täter landet vor Gericht. Gegen eine Geldauflage wird der Prozess eingestellt.

- Noch drei Jahre nachdem Beate Zschäpe die Zwickauer Wohnung des Terrortrios NSU in die Luft sprengte, erklären ausnahmslos alle Fraktionen im Stadtrat – auch die Linken und die Grünen –, dass die Stadt kein besonderes Problem mit Rechtsextremismus habe und es reiner Zufall gewesen sei, dass sich das Trio mehr als zehn Jahre in Zwickau vor der Polizei verstecken konnte. Zu diesem Zeitpunkt ist längst bekannt, dass der NSU zahlreiche Unterstützer in der Stadt hatte, dass Beate Zschäpe für die ehemaligen Nachbarn immer noch die «liebe Lisa» ist. Das Haus wurde schnellstmöglich abgerissen. Nichts erinnert an die Taten des Trios oder an die Opfer. Eine Künstlergruppe, die sich dafür einsetzt, eine Aufarbeitung der Taten zu betreiben, wird öffentlich von der Oberbürgermeisterin und dem Bundestagsabgeordneten der CDU angefeindet. Der Stadtsprecher schrie mich einmal am Telefon an, ich solle aufhören, auf dem Thema herumzureiten. «Was wollt ihr denn?», fragte er.

Probleme durch die Nase ziehen

Rund die Hälfte der Straftaten, die in der Stadt verübt werden, und etwa die Hälfte aller Strafprozesse im Amtsgerichtsbezirk stehen im Zusammenhang mit Crystal Meth. Die Zahl der von dieser Droge Abhängigen ist seit 2012 sprunghaft angestiegen, die Kapazitäten der Suchtberatungen und der Suchtprävention hingegen stagnieren seit zehn Jahren, die Region ist mit Fachpersonal unterversorgt. In den fünf

Wahlkämpfen, die ich in meiner Zeit in Zwickau erlebt habe, hat kein einziger kandidierender Politiker das Problem von sich aus angesprochen, kein einziges Mal war es Thema im Stadtrat. Dabei sind die Drogen ganz offensichtlich das drängendste Problem der Gesellschaft in Zwickau, noch vor Rechtsextremismus und Arbeitslosigkeit. Bis heute hat sich am Budget der Suchtberatungen nichts geändert. Und so weiter und so fort.

Dass ich keinen Elan hatte, mich über den Hauptkommissar Wutbürger zu beschweren und den Vorfall öffentlich zu machen, lag aber nicht nur daran, dass es für Zwickauer Verhältnisse eine kleine Episode war. Es lag auch daran, dass ich wusste, dass es nichts bringen würde. Es würde keine Konsequenzen haben – ausser der, dass in Zukunft die Zusammenarbeit mit der Polizei noch schwerer sein würde und ein Haufen wutsabbernder Leser anrufen und drohen würden, die Zeitung abzubestellen: weil sie es nämlich richtig finden, dass mal jemand die Bettelzigeuner aus der Stadt jagt.

Schleichendes Gift

Ich beschreibe diesen Vorfall deshalb so ausführlich, weil er den Mechanismus deutlich macht, mit dem auch ich korrumpiert wurde, sodass ich mich der Meinungslosigkeit der Xenophoben von ganz allein gebeugt habe. Mir musste niemand sagen: Du darfst darüber nicht schreiben. Ich hatte auch keine Angst davor oder hätte den Ärger gefürchtet. Ich hatte schlichtweg keinen Bock mehr, mich darüber aufzuregen. Es ist ein schleichendes Gift, das mir Sachsen verabreicht hat:

Vor etwa vier Jahren traf ich Mohammed im Zug, einen Iraner, der ein Jahr zuvor als Flüchtling nach Deutschland gekommen war. Ich lebte damals noch in Chemnitz, wie er, und wir beide waren auf dem Heimweg von der Arbeit. Er jobbte in einer Dönerbude. Ich hatte ihm beim Umzug vom Asylbewerberheim in eine eigene Wohnung geholfen, und seitdem besuchten wir uns ab und zu.

Es war Freitagabend, und wir beschlossen, ein Bier im Flower Power zu trinken, einer Musikkneipe in der Innenstadt. Der Türsteher fragte nach Mohammeds Ausweis. Mein Begleiter zeigte ihm seine Aufenthaltsgenehmigung.

«Damit können wir ihn nicht reinlassen», sagte der Türsteher zu mir.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

«Warum?»

«Weil generell keiner mehr mit so einem Ausweis hier reinkommt. Ist zu viel Scheisse passiert.» Der Türsteher trug eine Schutzweste und war vietnamesischer Herkunft.

Ich hielt ihm meinen Personalausweis hin. «Hier, behalt meinen Ausweis, er ist mein Freund, und ich bürge für ihn.»

«Nee, ich kann jetzt hier keine Ausnahmen machen. Araber kommen nicht mehr rein, wenn sich jemand bei meinem Chef beschwert, hab ich den Ärger. Die Asylbewerber haben hier schon Zeug abgezogen, das geht hier einfach nicht mehr.»

«Ihr könnt doch nicht alle über einen Kamm scheren. Und übrigens ist er Perser und nicht Araber.»

«Es bringt nichts, hier rumzudiskutieren.»

Wir diskutierten trotzdem eine Weile. Mohammed stand neben uns und guckte zu Boden. Irgendwann verlangte ich, den Chef zu sprechen, sprach von Pauschalverurteilung und Rassismus und drohte damit, in der Zeitung darüber zu berichten. «Ey, guck mal», sagte der Türsteher, «ich bin doch selber Ausländer. Das hat nichts mit Rassismus zu tun.»

Dann wollte er uns doch noch reinlassen. Aber ich hatte jede Lust verloren und Mohammed schon viel länger, und ich begann mich dafür zu schämen, diese Situation überhaupt angezettelt zu haben. Mohammed erzählte mir, dass er in noch mindestens fünf weitere Diskotheken in Chemnitz und Zwickau nicht reinkommt. Er sagte: «Reg dich nicht auf.»

Ich habe darüber nie geschrieben. Aus folgendem Grund: Eine weitere Schlagzeile, ein weiterer Artikel, in dem es um Asylbewerber und Probleme mit ihnen geht – denn so nimmt das die absolute Mehrheit der Leser wahr –, so etwas hätte nur weitere Hetze gegen Ausländer verursacht. Es hätte die schon damals aggressive Stimmung bloss weiter angeheizt. Die meisten fanden und finden es einfach richtig, wenn die Disco blond bleibt.

Ich begann, taktisch zu denken, nicht mehr als Journalist. Damals hat das vollkommen Sinn für mich gemacht, es gab ja noch ein paar Clubs, in die Asylbewerber durften, und das waren eh die besseren Clubs, und in den anderen wäre es für Mohammed sowieso ein einziges Spiessrutenlaufen geworden.

Bei allem Sachsen-Bashing darf man aber nicht vergessen, dass diejenigen, die sich hier für Werte wie Toleranz und Menschenrechte eingesetzt haben, schon an der Belastungsgrenze waren, lange bevor es mit der Flüchtlingskrise losging und als es offiziell noch gar keinen Rechtsextremismus in Sachsen gab.

Lehrer reden ausländische Schüler mit Nummern an

Nestbeschmutzer – das war der Begriff, mit dem auch ich oft genug von denen abgekanzelt wurde, denen das Image Sachsens ach so wichtig war, unter dessen Deckel jedes Argument luftdicht verschlossen wurde. Im Nachhinein muss ich feststellen, dass es ganz gut funktioniert hat.

Und wenn jetzt jemand sagt: Na, dann zieh doch weg – jep, das mach ich auch. Viele haben es schon getan, und es werden mir bestimmt auch noch viele gleichtun. Ich empfinde keine Genugtuung dabei, das zu schreiben.

Ich bin zum Fremden in der eigenen Heimat geworden. Und die mag nun einmal keine Fremden. Die mag sich ja noch nicht mal selbst.

Ich weiss von Lehrern, die ausländische Schüler nur mit Nummern ansprechen, weil sie keinen Bock haben, sich die exotischen Namen einzuprägen. Es gibt Blogs, auf denen mit Namen und Foto gegen Lokaljournalisten gehetzt wird, die über Asylpolitik berichten. Es gibt einen Youtube-Kanal mit Videos, die zur Gewalt gegen ehrenamtliche Flüchtlingshelfer aufrufen – in einer Bildsprache, die jener des Bekennervideos des NSU gleicht. Hinweise, dass die Produzenten die gleichen sind, gibt es schon seit Jahren.

Ich weiss von Krankenschwestern, die von den Kolleginnen schief angeguckt werden, weil sie versuchen, ausländische Patienten zu verstehen (nicht in einem philosophischen Sinn oder so, sondern aus rein medizinischer Sicht), und von Sozialarbeitern, die am Verzweifeln sind, weil ihr Vorgesetzter nun AfD-Politiker ist. Und so weiter und so fort.

Kaputte Killerprolls

Sachsen ist zu einem Land geworden, das von ganzkörperätowierten, kontrollwütigen, kulturlosen, kaufsüchtigen und zutiefst unglücklichen Wutbürgern dominiert wird, von Meth-Heads und kaputt gespielten Schichtarbeitern. Wir haben es lange Zeit nicht wahrgenommen, weil die Killerprolls in keinem öffentlichen Diskurs vorkamen, weil sie niemals nach gesellschaftlichen Funktionen strebten, weil wir sie einfach hingeworfen haben, wie man schlechtes Wetter hinnimmt. Die Flüchtlingskrise hat den ganzen Hass nicht ausgelöst. Sie hat ihn nur sichtbar gemacht.

Der Fremdenhass hier ist nicht über Nacht entstanden, und man kann ihn auch nicht einfach den Pegida-Organisatoren oder der neuen Partei am rechten Rand, der Alternative für Deutschland (AfD), in die Schuhe schieben, wie es die etablierten Parteien gern tun.

Es lohnt sich, vor allem vom Osten Deutschlands aus auf die Entwicklung der AfD zu schauen, die im vierten Jahr ihres Bestehens (Stand Mai 2016) bereits in acht von sechzehn Landesparlamente eingezogen ist und ziemlich sicher bald auch im Bundestag sitzen wird.

Aufgebaut wurde die AfD von konservativen Silberrücken wie dem ehemaligen Chef des Bundesverbands der Deutschen Industrie, Hans-Olaf Henkel, und einer Gruppe Wirtschaftsprofessoren um Bernd Lucke, die im Zuge der Finanzkrise vor allem eine Umverteilung des Reichtums fürchteten und sich gegen die Euro-Rettungspolitik sperrten. Ihre Kernforderung war die Rückkehr zur D-Mark. Für die verblödeten Griechen, die den ganzen Tag in der Sonne rumgammeln und Oliven lutschen, sollte der deutsche Malocher nicht sein Sparbuch schröpfen müssen.

Lucke und Co. haben zu Beginn weniger die Nichtwähler eingesammelt als vielmehr gut situierte Sparer und Anleger, die sich nach dem Linksruck der CDU unter Angela Merkel und der Kabarettisierung liberaler Politik unter dem FDP-Vorsitzenden Philipp Rösler nicht mehr von den etablierten Parteien vertreten fühlten.

Die Ironie der Geschichte ist, dass sich die AfD im Osten vielen Wutbürgern, deren Lebensrealität mit diesen Eliten gar keine Schnittmenge hat, als politische Fran-

chise anbot, sodass dies dem eigenen Ärger nicht mehr nur zu Hause oder am Stammtisch Luft machen können.

Die Osis in der AfD

Da war plötzlich eine Partei, die einem Tausende Flyer und Plakate und alles Mögliche schickte, wenn man ihr nur eine sympathisierende E-Mail schrieb. Nun hatte man die Legitimation, um sich in eine Fussgängerzone zu stellen und über die verfehlte Politik der Bundesregierung zu wettern, selbst wenn der Anlass ein Kommunalwahlkampf war. Die Osis in der AfD brachten neue Schwerpunkte mit. Sie fürchteten sich weniger davor, dass Kapital aus Deutschland in Rettungsschirmen für südeuropäische Krisenländer verloren gehen könnte – sie hatten ja kein Kapital. Sie fürchteten sich vielmehr davor, dass die Südeuropäer nach Deutschland kommen und ihnen Arbeitsplätze wegnehmen.

Die fremdenfeindliche Komponente der AfD wurde dadurch dominanter – und sie lockte mehr Wähler an als das abstrakte D-Mark-Thema. Das wiederum stärkte den Ostflügel um Frauke Petry, deren innerparteilicher Machtzuwachs auch durch den Wahlkalender begünstigt wurde: 2014 wurde in drei ostdeutschen Ländern gewählt, und in allen zog die AfD ins Parlament ein. Fremdenfeindlichkeit hatte sich im Wahlkampf als Erfolgsmittel erwiesen, Petry wusste die Karte perfekt auszuspielen.

Fremdenfeindlichkeit wurde zu einem sich selbst verstärkenden Element, exponentiell, seitdem Flüchtlinge aus den Krisengebieten Afrikas und Arabiens den Minderwertigkeitskomplex vieler Ostdeutscher an die Oberfläche spülten.

Aus Pöbelstammtischen waren also Stadtratsfraktionen, dann sogar Landtagsfraktionen geworden – und die Osis dominieren jetzt die Partei. Leute wie Henkel und Lucke sind längst ausgetreten. Mit den rassistischen und islamfeindlichen Sprüchen der neuen AfD-Riege wollten die alten Euro-Kritiker nichts zu tun haben. Aber sie haben diesem Rassismus das Schlauchboot aufgeblasen.

Die Sache mit unserem Zaun

Den Zaun, den die HooNaRa für ihre Lagerfeuer verwendet hatten, ersetzen wir durch einen neuen, der nicht entflammbar ist, einen grünen Maschendrahtzaun. Von Weitem verschwamm das feinmaschige Muster des Zaunes mit den Bäumen

Reporter**FORUM**

www.reporter-forum.de

und Sträuchern, die dahinterstanden. Im Sommer, wenn alles grün war und blühte, sah es so aus, als hätten wir gar keinen Zaun mehr.

Priester des Fortschritts?

Die Apostel des digitalen Kapitalismus erklären den Algorithmus zum Betriebssystem für die Welt. Der Aberglaube an eine moralisch neutrale Technologie zerstört das Projekt der Aufklärung, indem er vorgibt, es zu verwirklichen.

Von Dieter Schnaas, WirtschaftsWoche, 04.12.2015

Ob es ein Fortschritt ist, wenn ein Kannibale Messer und Gabel benutzt? Das ist die Frage aller Fragen, die sie sich im Silicon Valley nicht stellen. Der polnische Aphoristiker Stanislaw Jerzy Lec hat sie aufgeworfen, vor mehr als einem halben Jahrhundert schon, um uns den Zweifel am Vorwärts und Aufwärts unserer Zeit zu erhalten. Versteht man unter der Verfeinerung der Essgewohnheiten die technische Könnerschaft des *homo faber* und unter dem Kannibalen ein moralisch ungeschliffenes Wesen, das sich seine Bezeichnung als *animal rationale* erst noch verdienen muss, landet man ziemlich exakt beim halbierten Menschenbild der amerikanischen Westküste.

Larry Page, Mark Zuckerberg, Tim Cook, die Hohepriester des technophilen Fortschrittsglaubens, lesen uns die Messe der instrumentellen Exzellenz, aber sie entwickeln keinen humanistischen Ehrgeiz mehr. Die Chefs von Google, Facebook und Apple sind, anders als die Aufklärer des 18. Jahrhunderts, nicht an der Perfektionierung des Menschen und an der Ausbildung seiner Vernunft, nicht an der Entfaltung seiner Bedürfnisse, Potenziale und Ambitionen interessiert, sondern an seiner statistischen Selbsterfassung – an seiner Berechenbarkeit und algorithmischen Zurichtung. Ihre Neugier gilt nicht Zwecken und Gründen des menschlichen Vervollkommnungstrebens, sondern seinen Mitteln und Konditionen. Ihr Ziel ist nicht die Entfaltung von Ratio und Einsicht, sondern der Triumph der Logik und Aufsicht.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Mit anderen Worten: Das Silicon Valley strebt die moralische Neutralisierung der individuellen Freiheit durch Programme der datengestützten Auto-Optimierung an, schlimmer noch: auch die Tilgung des Freiheitsbewusstseins durch die Verheißung eines Daueraufenthalts im Spiegelkabinett der persönlichen Vorlieben. Ich bin ich bin ich – der durch *algorithmic regulation* in beständiger Gegenwart festgestellte Narziss des 21. Jahrhunderts dreht autologische Kreise um sich selbst, oder besser gesagt: Er meint, es zu tun, denn: „Wir wissen, wo du bist. Wir wissen, wo du warst. Wir... wissen, was du... denkst“, sagt Eric Schmidt, der ehemalige Google-Chef.

Auf dem Spiel des digitalen Kapitalismus steht daher nicht weniger als das Humane selbst, das, was den Menschen spätestens seit Hesiod und Homer als ein Kulturwesen auszeichnet: seine „exzentrische Positionalität“ (Helmuth Plessner), sein Vermögen, in der Welt (ein Teil von ihr) zu sein – und sich dabei zugleich wie von außen beobachten (über sein In-der-Welt-Sein nachdenken) zu können. Die *homo faber* im Silicon Valley arbeiten an der Abschaffung des Menschen, der sich selbst fremd sein kann. Sie betreiben seine digitale Vereinnahmung. Sie reichen dem *animal rationale* Messer und Gabel, damit dieser es genießt, sich als Datenpaket selbst zu verzehren.

Natürlich sagen sie es nicht so. Das digitale Utopia der Tech-Dogmatiker ist freundlich, strahlend, hell, ein Himmelreich auf Erden. Die Schöpfergötter in der San Francisco Bay feiern den Advent einer neuen Epoche. Sie verkünden die Rekreation der Menschheit und prophezeien eine Zivilisation des Glücks, der Sorgenfreiheit und Bequemlichkeit. Was Michelangelo Gottes Zeigefinger war, ist dem Silicon Valley die Matrix, der Algorithmus – das Betriebssystem für die Welt: „Mein ganzes Streben geht dahin, herauszufinden, wie die Zukunft aussehen kann“, sagt Larry Page, „und sie dann zu erschaffen.“

Ganz so wie die Urkirchenväter einst beseelt waren von der Gegenwart Christi im Bewusstsein ihres Glaubens, sind die Valley-Apostel heute erfüllt von der Kraft des digitalisierten Geistes. „Es gibt ein riesiges Potenzial, unser Leben durch Technologie zu verbessern“, sagt Page. „Unser Ziel ist es, die Welt besser zurückzulassen, als wir sie vorgefunden haben“, sagt Tim Cook. „Wir erfüllen eine soziale Mission, indem wir die Welt offener, vernetzter und transparenter machen“,

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

sagt Mark Zuckerberg. Sein Einstieg in den Kreis der reichen Philanthropen, seine Selbstverpflichtung aus der vergangenen Woche, mit 45 Milliarden Stiftungsdollar an der Lösung der Menschheitsprobleme mitzuwirken, schließlich sein Brief (!) an die neugeborene Tochter, einmal gepostet, millionenfach *geliked*, rühren die Welt: „Wie alle Eltern wollen wir, dass du in einer besseren Welt aufwächst.“ Und dann folgt sie, die vielleicht schönste Anrufung der digitalen Zukunft – das ultimative Glaubensbekenntnis des Silicon Valley, das Gegenwart und Zukunft verbindende Heilsversprechen: „Die Gesundheitsversorgung verbessert sich. Die Armut nimmt ab. Unser Wissen wächst. Die Menschen vernetzen sich. Der technologische Fortschritt verheißt, dass dein Leben dramatisch besser sein wird als unser Leben.“

Der religiöse Glutkern der digitalen Befreiungstheologen ist das Moore'sche Gesetz (die Rechnerleistung verdoppelt sich alle 18 Monate), das den Menschen in eine andere Zivilisationsstufe katapultiert, seine Science-Fiction-Träume endlich wahr werden lässt: Während wir in der Welt der Atome wieder und wieder an unsere physischen Grenzen stoßen, sind wir, eingelassen in die Welt der Bits und Bytes, grenzenlos frei – ständig vernetzt mit klugen Assistenzsystemen, die uns vom Nachdenken entlasten und uns den Alterungsprozess ersparen, permanent verbunden mit den Hologrammen unserer Freunde, manchmal auch leibhaftig unterwegs zu ihnen in selbstfahrenden Autos, angetrieben von mentaler Helligkeit und der Energie fliegender Windturbinen ... – „Pessimismus“, sagt Larry Page, „ergibt wissenschaftlich einfach keinen Sinn.“

Was aber ist der Treibstoff seines Optimismus? Wo liegen die Quellen seiner uferlosen Zuversicht, einen „positiven Einfluss auf die Welt nehmen zu können“? Im Spiritismus erlösungsbereiter Hippies, die in Gestalt von Computer-Nerds ihr Comeback feiern, um von einem digitalen Woodstock aus das Establishment aus den Ämtern zu heben? In der Diesseitigkeitsliebe der Yuppies, die die Konzentration von wertschöpfendem Kapital in der unsichtbaren Hand von Bankern, Managern und Entrepreneuren lieber sehen als die Konzentration von demokratischer Macht in der sichtbaren Hand von ausgabefreudigen Politikern?

Tatsächlich spricht viel dafür, dass in Kalifornien die beiden Hauptströme der vulgärliberalen Ideologie unheilvoll zusammenfließen. Die Vorliebe der Linken für

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Weltverbesserei im Wege der Selbstverwirklichung vermischt sich mit dem staatsfernen (Geld-)Elitenbewusstsein der Libertären – und beide zusammen sind sie wie elektrisiert von der ethischen Neutralität der Informationstechnologie: Endlich gibt es einen moralisch unverminten Weg vorbei an der Welt der Regeln und Hemmnisse, vorbei an Politik und Bürokratie, geradewegs hin zum Wahren, Guten, Schönen – und zum Geld! Esoterik plus Kapital mal Technologie gleich Zukunft – das ist die anspruchslose Weltformel der Sozialingenieure aus dem Silicon Valley. Sie arbeiten an einem Fortschritt des technisch Machbaren – an einem Fortschritt, der sein Ziel in der Perfektionierung seiner selbst findet. Am Ende dieses Fortschritts steht das Ende der Aufklärung: der Eingang des Menschen in seine selbst verschuldete Unmündigkeit. Am Ende der Aufklärung – das ist, wenn „das ganze Wissen der Welt direkt mit unseren Gehirnen verbunden“ sein wird, so Larry Page. Wenn der Mensch sich seiner Limits entledigt, sich als Mensch-Maschine-Schnittstelle von sich selbst erlöst haben wird.

Am Anfang der Aufklärung stehen Pico della Mirandola und das Paradox der Selbstermächtigung des Menschen durch Gott. In seiner Schrift „Über die Würde des Menschen“ entwirft der italienische Renaissance-Humanist den Menschen als Wesen, dem es von Gott aufgetragen ist, sich selbst zu schöpfen: „Ich habe dich in die Mitte der Welt gestellt ... Du sollst dir deine Gesetze ohne jede Einschränkung und Enge, nach deinem Ermessen, dem ich dich anvertraut habe, selber bestimmen.“ Natürlich verbirgt sich für Pico in der Gottebenbildlichkeit des Menschen ein normatives Tugendprogramm: Der Mensch hat die Pflicht, sein Leben aus eigenem Antrieb auf Gott hin zu entwerfen, seine sittlichen Kräfte auszubilden – das moralisch Beste aus sich herauszuholen. Ein Jahrhundert später tritt ein zweiter Strang der modernen Fortschrittsidee hinzu: Der englische Philosoph Francis Bacon („Wissen ist Macht“) verkündet das *regnum hominis* und ruft zur *instauratio magna* auf, zur „großen Erneuerung“ der Wissenschaften auf der Basis von sinnlicher Erfahrung, Experiment und systematisiertem Wissen. Bacon fordert dazu auf, eine „Kampffront“ der naturwissenschaftlichen Methodik gegen „das stehende Heer der Vorurteile“ zu

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

bilden, um mit „gesundem Sinn“ und „gereinigtem Verstand“ den „Nutzen für die Größe der Menschheit“ zu mehren.

Synthetisiert werden die beiden Fortschrittskonzepte im 18. Jahrhundert von den französischen Aufklärern: Anne Robert Turgot und der Marquis de Condorcet versprechen sich vom „allseits glänzenden Licht“ die „Zerstreuung der Wolken“. Sie sind überzeugt davon, dass die Menschheit im *siècle de la raison* „durch Erfahrung klug geworden“ ist und „immer menschlicher“ wird – dass sie im Parallelschwung von moralischer Selbstreflexion, kluger Regierungsführung und wissenschaftlicher Erkenntnisfortschritte geradewegs ins „Elysium“ marschiert.

Als die große Zukunft fürs Erste ausbleibt, wird der Fortschritt vom Projekt der Bildung und Erziehung kurzerhand umgedeutet in einen Fortschritt der Entwicklung und der sich vollziehenden Wirklichkeit: Die Geschichte selbst ist plötzlich nichts anderes als der Marsch der Vernunft durch die Welt (Hegel). Die Apologie des Faktischen freilich wird unhaltbar durch die sozialen Verwerfungen der industriellen Revolution. Thomas Paine und Immanuel Kant, die beiden frühen Theoretiker der Globalisierung, mögen sich in den 1790er-Jahren noch der Hoffnung hingeben, der sanfte „Handelsgeist“ könne einen „ewigen Frieden“ stiften, weil er „wie ein versöhnliches System dahin wirkt, das Menschengeschlecht einander vertraut zu machen“. Doch der Enthusiasmus der Aufklärung ist dahin, seit „alles Stehende und Ständische“ buchstäblich „verdampft“ (Marx).

Die Einheit der Fortschrittsidee zerbricht im 19. Jahrhundert – und fällt in die Hände der Sozialingenieure und Technofantasten. Das ausgenüchterte „Vorwärts“ der Sozialdemokratie arbeitet nicht am historisch fernen Sieg des Proletariats, sondern an der sukzessiven Verbesserung der Lebensbedingungen von Fabrikarbeitern. Das heroische Vorwärts der Wirtschaftsliberalen hingegen meint, mit dem Volldampf der neuen Energie über Augenblicksnot und Elend hinwegfegen zu können: Es feiert mit der Eisenbahn „den großartigsten Sieg des modernen Geistes über die spröde Natur, nicht nur zur Förderung des materiellen Wohls, sondern noch vielmehr zur sittlichen und intellektuellen Vervollkommnung der Menschheit“ (Brockhaus, 1865). Auguste Comte versucht Mitte des 19. Jahrhunderts noch einmal, moralische und funktionelle Exzellenz in eins zu denken – sein Positivismus ist der rührende Versuch,

naturwissenschaftliche Gesetze auf die Gesellschaft zu übertragen: „Soziale Physik“ als letzte „Religion der Menschheit“.

An sie glaubt, nach den ideologischen Experimenten des 20. Jahrhunderts (Faschismus, Kommunismus), und den ökologischen Nebenkosten der technisch-□ industriellen Welterschließung (Ressourcenverschwendung, Klimawandel) niemand mehr – zumindest nicht in der westlichen Welt. Die Politik hat daraus den Schluss gezogen, auf Visionen zu verzichten (Helmut Schmidt). Die Geisteswissenschaften haben sich von den „großen Erzählungen“ verabschiedet und tauchen alle Theorie ins Säurebad der Ironie. Seither ist der „Fortschritt“ in der Geschichte nur noch ein „Bandwurm“ (Oswald Spengler), nichts weiter – und von der Zukunft darf man allenfalls hoffen, dass sie stattfinden wird.

Der Rest ist Tapferkeit, genauer: der dauernde Versuch, „sich auf einem Boden, der unter den Füßen weggleitet, aufrecht zu halten“ (Joseph Schumpeter). Der Stolz auf das schiere Wissen und Können der Menschen ist unter die Räder der „kapitalistischen Maschine“ geraten. Aber auch der kulturstolze Einspruch gegen die Entfesselung der ökonomischen Destruktivkräfte, das Beharren auf einem politischen Fortschritt mit „Sinn stiftendem Endziel“ (Theodor W. Adorno) scheint heute seltsam aus der Zeit gefallen.

In dieses Vakuum zerplatzter Fortschrittsträume hinein stoßen nun also die Technodeterministen des Silicon Valley und versprechen uns die Wiederverzauberung der Welt: die Rückkehr einer zielgerichteten Aufwärtsbewegung, gereinigt von Politik und Geschichtssinn. Aus purer Liebe zur Entschlusskraft und reinem Entzücken über das Ungewisse umarmen sie die Veränderung – den *exciting progress* an sich, das *improvement*, das *enrichment*, das *enhancement*. Dass es ein „prometheisches Gefälle“ zwischen der Unvollkommenheit des Menschen und der Perfektion seiner Maschinen geben könnte, zwischen der Macht seines technischen Könnens und seiner Verantwortung für die Folgen (Günther Anders), kommt ihnen bei aller Begeisterung nicht mal mehr in den Sinn. Wenn aber der technologische Fortschritt selbst zum Zweck des Fortschritts wird – krümmt sich dann nicht die Linearität dessen, was der Mensch unter Geschichte versteht, allmählich zum Kreis einer dauernden Zeit, zur bloßen Faktizität einer sich im Modus des rasenden Stillstands optimierenden

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Gegenwart? „Wenn nichts so gelingt wie das Gelingen, so nimmt auch nichts so gefangen, wie das Gelingen“, warnte der Philosoph Hans Jonas bereits Ende der 1970er-Jahre. Mit Blick auf *Big Data*, das keine Technik im Sinne einer „Verlängerung“ des denkenden Menschen zum Zwecke der Erkenntniserweiterung repräsentiert, sondern eine Technologie, die uns im Gegenteil über unser Denken aufklären, unser Denken entlasten soll, heißt das: Das Gelingen des Fortschritts engt die Freiheit unseres Denkens ein – und tut es umso mehr und besser, je schneller sich der Fortschritt vollzieht – je mehr *Big Data* von uns weiß. Anders gesagt: Aus Denken wird Rechnen.

Das ökonomische Fundament unseres digitalen Weltverhältnisses ist längst gegossen: die Umstellung der Wirtschaft von einem System der Bedürfnisbefriedigung zu einem System der Bedürfniserzeugung. Es verlangt Konsumenten, die umschmeichelt und verführt werden wollen. Im analogen Zeitalter war das Erregen neuer Begehrlichkeiten aufwendig; heute adressiert der „prospektive Konsument“ (Zygmunt Bauman) seine Wünsche an sich selbst, zum Beispiel wenn er sich in seinem Datenvorrat bei Amazon spiegelt, um sich personalisierte Angebote unterbreiten zu lassen.

Als Konsument von Bildern, Texten und Informationen wiederum adressiert kein Kunde seine Wünsche, sondern ein Bürger seine Personalität an sich selbst. Der Aufenthalt in der *Filter Bubble* (Eli Pariser) schläfert unsere Kritik- und Reflexionsfähigkeit ein. Wenn die Algorithmen von Informationskuratoren uns auf Lesegewohnheiten ansprechen, wenn Google personalisierte Suchergebnisse auswirft und Facebook uns mit lauter Gleichgesinnten vernetzt, machen wir uns zum freiwilligen Opfer „einer Art unsichtbarer Autopropaganda, die uns mit unseren eigenen Vorstellungen indoktriniert“. Zu den weitreichenden Folgen gehört der Zerfall eines geteilten, öffentlichen Raumes, in dem Argumente geprüft werden und Einwänden standhalten müssen. Stattdessen bildet sich in Netzkammern der Vorurteilspflege eine „informationsspezifische Fremdenfeindlichkeit“ (Roberto Simanowski) aus, die sich durch Affirmation verbreitet. Einen Vorgeschmack darauf, dass das Andere in *Filter Bubbles* zum Feind wird, dass die Sprache verroht, der

Extremismus blüht und das Toleranzvermögen verarmt, haben wir in den vergangenen Monaten erhalten.

Das Problem ist, dass die Politik die technologisch begünstigte Schließung des öffentlichen Raumes nicht mit Programmen zur Rettung des „herrschaftsfreien Diskurses“ (Jürgen Habermas) beantwortet, sondern ihrerseits dazu übergegangen ist, mit der Programmierbarkeit der Regierten zu rechnen. Sie lässt *Big Data* und *Behavioral Economics* konvergieren, um Bevölkerungen Wohlverhalten anzutrainieren – und beteiligt sich im Namen von *Screening* und *Nudging* (Politik des Anstupsens) am antiliberalen Optimierungsspiel.

Ihr Ziel ist der konditionierte Bürger, der sich im Interesse der Gesellschaft verhält. Der Algorithmus ersetzt in einer solchen Gesellschaft Soziologie und Psychoanalyse, die Medizin behandelt Gesunde, um sie medikamentös oder genetisch zu ertüchtigen – und aus Statistik wird politische Vernunft, denn „*happier societies*“, so sagt es der ehemalige Google-Chef Eric Schmidt, „*are more secure societies*“.

Und tatsächlich: Der digitale Fortschritt lächelt. Er trifft auf eine Unternehmenskultur der smarten Einpassung und Verspieltheit, auf Arbeitnehmer mit verinnerlichtem Leistungsbewusstsein und auf Kunden mit Lust an der Pornografie des Privatlebens. Der KAppitalismus braucht kein „Ministerium für Wahrheit“ (George Orwell), das kontrolliert, sanktioniert und straft. Seine Transparenz ist die Wahrheit – eine statistische Matrix, durch die hindurch (sich) der Mensch als Code jederzeit (selbst) durchsichtig ist.

In dieser Matrix schrumpft Picos Pathos der ästhetischen Selbstschöpfung zu *Self-Tracking*, *Bio-Engineering*, Transhumanz und Gehirndoping. In dieser Matrix artet sich das kreative Potenzial des „nicht festgestellten Tieres“ (Friedrich Nietzsche) als informationelle Mensch-Maschine-Schnittstelle in permanenter Gegenwart. „Die neue nachgeschichtliche Zeit“, sagt der Medienwissenschaftler Norbert Bolz, „stabilisiert sich im Faktenwissen.“ Sie löst alle Fragen nach dem „guten Leben“ in steuerbare Wenn-dann-Korrelationen auf. Sie zerstört das Projekt der Moderne, indem

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

sie vorgibt, es zu verwirklichen. Ist es ein Fortschritt, wenn Fortschritt fortschreitet, um fortzuschreiten?

Frauenlauer

Erstmals in der deutschen Geschichte stehen sich bei einer Landtagswahl zwei Spitzenkandidatinnen gegenüber. Die beiden Frauen führen einen Wahlkampf ohne Kampf - und das ist leider das Schlaueste, was sie machen können.

Von Lara Fritzsche, SZ-Magazin, 10.03.2016

Die Vereinshalle im Örtchen Ingelheim hat sich aufgewärmt in den zwei Stunden politischer Wahlkampfreden: Die Wangen sind rot, die Schläfen angespannt vom Zuhören. Jetzt Druckabfall: ein Bier für die Männer, ein Wein aus der Region für die Frauen, mal ein Fenster kippen und ein bisschen Gesang. Auf der Bühne stehen sieben junge Frauen und singen a cappella. Alle sind sie schwarz-rot gekleidet, alle wippen sie im Rhythmus zu ihrem Lied. Es handelt von Frauen und was die alles können: "Männer verführen, bestellen und stornieren, Brote schmieren, Pflaster kleben, Geheimnisse rauskriegen, sich gut cremen, gut aussehen." Die Männer nicken, und die Frauen gucken neckisch ertappt und kriegen dafür ein Bussi. Als der Refrain zum zweiten Mal einsetzt, summen schon ein paar mit: "Für Frauen ist das kein Problem, so was machen wir mit links, im Sitzen, Liegen und im Stehen, meistens gelingt's." Die gute alte Multitasking-Mär zum Mitklatschen.

Alles so weit normal: Feierabend in der deutschen Provinz, ein Bierchen und ein bisschen lieb gemeinter Sexismus, von dem sich niemand angegriffen fühlt. Julia Klöckner sitzt zwischen den Ingelheimern und klatscht mit. Was bleibt ihr auch übrig. Der CDU-Ortsverband, der diese Veranstaltung ausrichtet, hat sich ja was dabei gedacht: Unser Spitzenkandidat ist eine Frau, also kommt auch ein Frauenchor, und wäre es nicht nett, wenn der was über Frauen sänge? Über starke Frauen, die verführerisch Butterbrote belegen und mit der anderen Hand blutige Kinderknie versorgen? Julia Klöckner möchte aber keine Knie pusten, sie möchte Ministerpräsidentin werden, sie möchte die mächtigste Frau in einem Bundesland

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

werden. Sie möchte Flüchtlingspolitik auf Bundesebene machen, mit Merkel, gegen sie, egal, aber machen. Kurz: Julia Klöckner ist nicht die Art Frau, die hier besungen wird. Und wenn sie die Menschen anspricht, merkt man, dass sie weiß, dass das ein Problem ist.

Erstmals stehen sich jetzt in einem deutschen Landtagswahlkampf zwei Frauen gegenüber. Malu Dreyer und Julia Klöckner in Rheinland-Pfalz. Und damit stellt sich die Frage: Ist dadurch alles anders? Führt eine Frau einen anderen Wahlkampf? Ist es dann ein Vorteil, wenn die Konkurrenz auch eine Frau ist: Ist das dann ein Patt? Hebt sich der Faktor Frau gegenseitig auf, so wie minus mal minus plus ergibt? Gibt es überhaupt einen Faktor Frau - oder ist das bloß eine angenommene diffuse Kraft, die der eine als mysteriöse Geheimwaffe und der andere als offensichtlichen Nachteil beschreiben würde?

Diese Fragen können nur die beantworten, die Politik machen, und am besten können es die beantworten, die als Frau Politik machen. Diese Fragen führen nicht nur nach Ingelheim zu Julia Klöckner und nach Mainz zu Malu Dreyer, sie führen auch nach Apolda in Thüringen auf den 70. Geburtstag von Gertrud, die von Christine Lieberknecht dort die Hand geschüttelt bekommt. Und diese Fragen führen in ein kleines Café, in dem eine Politikerin sitzt und leidenschaftlich analysiert, warum sie nie Ministerpräsidentin wurde. Sie will ihren Namen nicht erwähnt haben, weil es so verbittert klinge, wie sie rede. Und weil man im Nachhinein keinen Schmutz werfe. Weil das unfein sei. Ja, weil die Leute das nicht mögen.

Und schnell wird klar: Dies wird keine Geschichte über die Schwierigkeiten von Frauen. Es ist eine über Schwierigkeiten mit Frauen. Denn keine der oben genannten Frauen empfindet es als Problem, eine Frau zu sein. Auch nicht als schwierig. Es ist nicht das Amt, das anders lastet, nicht der Machtkampf, den sie scheuen. Das Problem, das sie haben, liegt darin, dass andere eines mit ihnen haben. Viel mächtiger als der politische Kontrahent oder der harte Angriff ist das Klischee, wie eine Frau zu sein hat. Das ist ihr Gegner. Und nie ist dieser Gegner so stark wie im Wahlkampf.

Ein Mann ist ein leeres Blatt Papier. Eine Frau ist kein leeres Blatt, sie ist eine Abweichung vom Normalzustand. Sie ist die Frau. Natürlich ist sie noch mehr. Sie kann schlau sein oder dämlich, höflich oder unfreundlich, rigide oder locker. Aber sie

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

ist das alles als Frau. Das Blatt Papier, das sie ist, hat die Farbe rosa. Alles, was man darauf schreibt, sieht anders aus als auf einem weißen Blatt Papier. Blaue Tinte wirkt lila. Gelbe Tinte wirkt orange. Aus energisch wird hysterisch. Aus konsequent wird zickig. Aus realistisch wird verbittert. Aus attraktiv wird Barbie. Aus Vollzeitpolitikerin wird Rabenmutter. Aus durchsetzungsstark wird eiskalt. Aus schwanger wird "nicht erreichbar". Aus emotional wird gaga. Aus machtbewusst wird Königsmörderin. Und aus einem neutralen Gesichtsausdruck wird bei einer Frau ein unfreundlicher. Politikerinnen müssen all diese Verfärbungen immer mitdenken.

Ein Mittwoch Mitte Februar 2016, in vier Wochen und vier Tagen wird gewählt. Malu Dreyer ist in der Wahlkampfzentrale der SPD, einem hell gestrichenen Eckhaus in der Mainzer Innenstadt. An den Wänden der Flure lehnen Plakattafeln mit dem Porträt von Malu Dreyer, die Wahlhelfer müssen seitlich gehen. Dreyer steht im ersten Stock der Taktikzentrale und dreht Mini-Werbespots für den Facebook-Auftritt. In warmrotem Blazer und schwarzer Bluse redet sie auf die Kamera ein: "Wir sind schon fast am Ziel. Am 13. März will ich mit euch allen feiern." Fast nie sagt sie "ich", sondern vor allem "wir". Sie lächelt beim Sprechen so ausdauernd, dass ihre Mundwinkel immer nach oben zeigen. Im TV-Duell gegen Julia Klöckner wird sich zeigen, dass sie sogar lächelnd widersprechen kann. Und sie hat auch noch eine Steigerung des breiten Lächelns drauf; die meisten ihrer Facebook-Ansprachen an ihre Wähler beendet sie mit einem Lächeln, bei dem sie noch die Nase kraus zieht. Mehr Freundlichkeit kann man auf der Fläche eines Gesichts nicht unterbringen.

Lutz Meyer ist Politikberater und weiß um die Macht von Mundwinkeln. Im vergangenen Bundestagswahlkampf hat er Angela Merkel beraten, in Imagefragen. Manche nennen ihn seitdem auch den Kanzlerinnen-Macher. Von ihm habe sie gelernt, wie sie besser rüberkomme, heißt es. Meyer selbst hat in dieser Zeit auch etwas gelernt, nämlich dass der Faktor Frau so einiges verändert: "Frauen können nicht Wahlkampf machen wie Männer, aber sie dürfen es auch nicht als Frauen machen, sie sind was dazwischen. Sie sind in einer Rolle."

Das klingt erst mal nicht so schlimm. Dass Macht ihren Tribut fordert, ist klar, natürlich muss man etwas aufgeben. Ein echtes Privatleben, ein echtes Familienleben. Frauen müssen aber ein Stück von sich selbst aufgeben, ein bisschen "Ich". Was das

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

wirklich bedeutet, versteht man erst, wenn man Frauen eine Weile beim Wahlkampf zugesehen hat. So wie Julia Klöckner in der deutschen Provinz.

Für eine konservative Wahlkämpferin sind allein die eigenen Leute eine Herausforderung, zumal für eine wie Klöckner. Sie ist ehrgeizig, unverheiratet und kinderlos. Keine konservative Traumfrau. Trotzdem vollzieht sie das Kunststück, in einem Saal voller älterer Leute, in dem nichts so heftig beklatscht wird wie ihre Witze über das Binnen-I, einen Sieg zu verbuchen. Feuilletondebatten über 50/50, Vereinbarkeit und den neuen Mann sind hier ganz weit weg. Hier ist Ingelheim, hier sitzt der alte Mann - und der soll sie wählen. Klöckners Rede ist auf ihn zugeschnitten, egal wie weit sie sich vorwagt in Sachen Gleichberechtigung der Frau, Fremdbetreuung oder Flüchtlingspolitik, immer nimmt sie ihn mit.

Mitunter führt das zu rhetorischen Figuren, die Pirouetten drehen müssen. "Manche sagen, früher war alles besser, da gingen die Frauen noch nicht arbeiten, sondern waren zu Hause, und die Kinder waren gut aufgehoben", sagt Klöckner, und es das hat etwas unfreiwillig Komisches, wenn sie, die supersmarteste Berufspolitikerin, das sagt. Aber sie steht hier nicht als Frau, die führen will. Sie ist hier als Vermittlerin zwischen dem alten Mann und der Frau, die gewählt werden will. Und erst mal stimmt sie zu: "Ja, früher war es klarer geregelt, früher wusste jeder, was er zu tun hat, und das hat gut funktioniert." Sie wartet den Applaus ab. Jetzt wird sie vertraulich, weich und werbend: "Aber seien wir doch mal ehrlich, wirklich die Wahl hatten die Frauen nicht, die waren zu Hause, weil das halt so war." Stille, die Leute überlegen. Jetzt holt Klöckner vorsichtig aus: Sie wolle aber, dass die Frauen frei entscheiden könnten. An dieser Stelle klatschen die Frauen. Und viele Männer nicken, aber sie nicken nicht nach vorn, sie nicken zur Seite. Also mehr ein "Na ja".

Aber Klöckner hat noch ein Argumentations-Ass im Ärmel. Sie wird kämpferisch, als ginge es um den Fortbestand des Abendlandes, und genau den Eindruck will sie ja auch vermitteln: "Die Frau ist bei uns gleichgestellt, und da sind wir stolz drauf!", ruft sie. Jetzt klatschen alle. Natürlich, genau, so ist es.

Am Ende vollbringt Klöckner die Meisterleistung, sich selbst als Errungenschaft der Männer im Saal zu präsentieren: Weil die früher so hart gearbeitet haben und jetzt noch so offen im Kopf sind, können wir uns in Rheinland-Pfalz heute unserer Werte

so sicher sein, dass ich, als junge Frau, hier stehen und uns alle vertreten kann - so in etwa verläuft die argumentatorische Schlangenlinie, die sie aufmalt. Am Ende ihrer Rede hat sie alle eingekreist, Standing Ovationen in Ingelheim. Die wahre Leistung bleibt ungesehen: eine professionelle Deformation. Das ist das eine.

Das andere ist: Was man sieht, wird nicht als Leistung wahrgenommen. Julia Klöckner hat sich, um sich für dieses Amt zu empfehlen, auch selbst optimiert. Sie hat stark abgenommen, zieht sich moderner an als früher, hat eine Frisur, die fernsehtauglich ist und halbwegs unkompliziert zu pflegen. Weiblich, aber nicht zu sehr. Selbst beim Haar scheint das das Motto zu sein. Während in Ingelheim alle Obazdn essen, Brezen und Kartoffeln mit Hering, bleibt sie bei grünem Salat. Das Weißbrot dazu gibt sie der Kellnerin gleich wieder mit. Das ist eine Aufopferung, wie Männer sie nicht erbringen müssen.

Wie geht authentisch

Christine Lieberknecht hebt auf die Frage, was anders wurde, seit sie keine Ministerpräsidentin mehr ist, nur die Füße in die Luft. Sie sitzt in einem Dienstwagen auf der Rückbank; helle Ledersitze, Lieberknecht, in Blau gekleidet mit Michael-Kors-Tasche, draußen die thüringischen Hügel, sie ist auf dem Weg ins Städtchen Apolda, 70. Geburtstag von Gertrud, gratulieren, ein Sektchen, bisschen Shrimps mit Mayo, weiter. Das ist jetzt, wo sie als einfache Landtagsabgeordnete arbeitet, eine ihrer Aufgaben - und es macht ihr Spaß. Und wenn man sie einen Tag beobachtet, so scheint es: Alles macht ihr Spaß. Allem kann sie etwas abgewinnen. Besonders den Schuhen, die sie jetzt wieder tragen darf, das sei schon eine enorme Erleichterung. Sie trägt dunkle Stiefeletten mit flacher Sohle, offenbar Schuhe, die undenkbar sind für eine Frau im Amt. Es sind die Schuhe, aber auch die Kleider in Farben und Mustern, die sie mag und die nun wieder in ihrem Schrank hängen, nachdem politische Stylistinnen sie für den Wahlkampf einkassiert hatten.

Und außer den Kleidern? Es ist die Milde, die jetzt, wo nicht mehr so genau geschaut wird, keine Schwäche mehr ist. Es ist die Verve, die jetzt, wo sie nicht mehr

im Amt ist, nicht mehr als aufbrausend gilt. Lieberknecht ist weit entfernt von Verbitterung. Sie erzählt von 25 Jahren Arglist und Tücke, auch gegen sich selbst, so ungerührt, als würde sie einen Shakespeare-Plot zusammenfassen. Aber man merkt: Diese Verfärbung immer mitzudenken hat sie Kraft gekostet. Einmal, sagt sie, hätte sie fast ein Amt nicht angenommen, das der Fraktionsvorsitzenden. Ihr Gedanke damals war: "Ich als Frau zwischen Bodo Ramelow und Christoph Matschie und in jeder Debatte gefordert als die, die verbal austeilt - ich werde dann doch immer als die gesehen, die rumkeift."

Es ist die Wahrnehmung, die das Verhalten beeinflusst. Frauen in der Politik sind umgeben von Männern, wenden sich an männliche Entscheidungsträger, häufig über Medien, die männlich geführt sind und deshalb Formate zur Selbstdarstellung anbieten, die männlich geprägt sind. Lutz Meyer, dessen Aufgabe es war, dafür zu sorgen, dass Angela Merkel gut überkommt, hat ein Lieblingsbeispiel: das Fernsehduell. Natürlicherweise würden sich Frauen so nicht austauschen, sagt er; einander gegenüberstehend, kampfbereit, manchmal pöbelnd. Denn eigentlich würden Frauen inhaltsbezogener arbeiten, weniger Show, mehr Ergebnis. Ob das nun stimmt oder nur ein weiteres Klischee ist, wenn auch ein positives, ist beinahe egal. Was stimmt: Ein Duell ist ein Format, das Frauen nicht sympathisch wirken lässt, wenn sie sich verhalten, wie das Format es vorgibt: laut und aggressiv.

Bei einem Wahlkampf unter Männern gehört der Seitenhieb zum Ritual, in Rheinland-Pfalz wird er sorgfältig gemieden. Schon im Herbst auf der Frankfurter Buchmesse gab Malu Dreyer den Ton vor, unter dem dieser Wahlkampf ablaufen würde: "Manche Dinge gehören sich einfach nicht, ich war nie respektlos und werde es auch im Wahlkampf nicht sein." Diese Absage an den Schlagabtausch wiederholt sie seitdem in fast jedem Interview. Ihre Wahlkampfstrategie ist schnell zusammengefasst: nicht kämpfen. "Die Bürger mögen es nicht, wenn sich Frauen angiften", sagt sie und lächelt. Und ihre Kontrahentin Klöckner hat sie durch ihre Verweigerung gleich mit entwaffnet: Wie soll die eine Frau angreifen, die nicht kämpfen will? Zumal als Frau, die nicht kämpfen soll? So ist der Wahlkampf, in dem sich zwei Frauen gegenüberstehen, eine ziemlich lähmende Angelegenheit.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Das Dilemma der wahlkämpfenden Frau lässt sich auch mit einem Blick in die USA verstehen. Hillary Clinton, so diagnostizieren es viele Wahlbeobachter, hat drei Probleme. Und ein Gegner Trump wird die sehr viel gnadenloser instrumentalisieren als ein Bernie Sanders bisher im Vorwahlkampf. Es heißt, sie wirke zu schrill, zu verbissen und sei nicht authentisch. Ein Moderator witzelte zuletzt, es müsse ihr mal jemand sagen, dass das Mikro schon an ist. Schrill und verbissen, bei einem Mann heiße das: leidenschaftlich und engagiert. Immerhin: Das sind Verfärbungen, denen man begegnen kann. Fieser ist der Vorwurf, nicht authentisch zu sein. Dem kann man kaum begegnen. Vor allem nicht, wenn er stimmt.

Es gibt diese herrliche Szene, in der Hillary Clinton eine Frage aus dem Publikum beantworten soll. Wie sie denn das Ego, das man brauche, um ins Weiße Haus zu kommen, mit der nötigen Demut in Einklang bringen wolle, will einer wissen. Fiese Frage, gute Frage. Und Hillary? Sagt doch tatsächlich, sie habe sich niemals träumen lassen, je auf einer Bühne zu stehen und sich um ein solch hohes Amt zu bewerben. Die ehrliche Reaktion auf so viel Unehrllichkeit: ein kollektiver Lachanfall.

Aber wie geht authentisch denn, wenn man ständig Salat isst, obwohl man Lust auf Schnitzel hat, wenn man Farben und Schnitte trägt, die einem nicht recht gefallen, eine Frisur hat, die praktisch ist und nicht zu weiblich, wenn man stets nur einen Bruchteil von sich selbst lebt, wenn man in Wahlkampfreden nicht nur seine Inhalte, sondern auch sich als Kandidatin rechtfertigen muss? Wenn man ein Teil von sich nicht sein darf? Und wenn man es mal ist, sind alle irritiert.

Eine deutsche Landesministerin erzählt in vertrauten Runden unter Frauen gern ihre gesammelten Erlebnisse von der Hotelbar. Wie den Männern, die sich gerade noch super engagiert auf den Barhocker neben ihr vorgearbeitet haben, das Gesicht zusammenfällt, wenn sie hören, wen sie da anflirten. Eine Ministerin? Und tschüss! Die traurige Pointe aus all den lustigen Anekdoten: Die Ministerin hat irgendwann angefangen, sich als Lehrerin auszugeben. Dann ging es. Zurück bleibt die Erkenntnis, dass die mächtige Frau immer eine ihrer Seiten verschleiern muss: tagsüber die Frau. Und abends die Macht.

Interessant ist ja, dass Frauen so oft Folgewahlen gewinnen, also Ministerpräsidentin oder Kanzlerin bleiben, wenn sie es erst einmal geworden sind.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Aber es zu werden, ist für sie besonders schwierig. Die meisten Ministerpräsidentinnen, die Deutschland hatte, haben keine Wahl gewonnen. Sie haben sich das Amt im Gespräch mit der eigenen Partei und dem politischen Gegner gesichert, wurden ernannt oder haben Mehrheiten gesucht. Sie wurden in Hinterzimmern zu Ministerpräsidentinnen, nicht auf großer Bühne. Das gilt für Malu Dreyer, für Annegret Kramp-Karrenbauer im Saarland, für Hannelore Kraft, die in Nordrhein-Westfalen zunächst eine Minderheitenregierung führte. Auch die ehemalige Ministerpräsidentin von Thüringen, Christine Lieberknecht, übernahm erst nach der Wahl den Posten von Dieter Althaus, der zurückgetreten war. "Frauen dürfen nur in der Krise ran", sagt Lieberknecht heute. Für die Erste unter ihnen, Heide Simonis, gilt das ebenso: Sie gewann zwar selbst ihre Wahl, war aber nur aus einer Notlage heraus aufgestellt worden. Ihr Vorgänger im Amt und Parteikollege Björn Engholm war im Zuge der Barschel-Affäre zurückgetreten. Keiner traute keinem mehr, die Partei war in Verruf geraten. Man brauchte ein Zeichen, ein Signal, jemanden, der eine neue Geschichte erzählte: eine unerhörte Begebenheit. Die Wahl fiel auf eine Frau.

Viele dieser Ministerpräsidentinnen wurden danach in ihrem Amt bestätigt, manche mehrfach. Dafür gibt es drei Gründe: Weil man sah, dass sie es doch können. Weil Amtsinhaber immer bessere Chancen haben. Und weil es weniger vermessen, weniger besessen wirkt, etwas behalten als etwas erobern zu wollen.

Politikerinnen, die zur Wiederwahl stehen, legitimieren sich über die Kontinuität, sie leiten ihren Führungsanspruch daraus ab, dass sie ihre Arbeit nun, wo sie einmal da sind, auch zu Ende führen wollen. Das klingt fleißig, verantwortungsbewusst und verlässlich. Malu Dreyer hat ihre ganze Kampagne auf diesem Narrativ aufgebaut. "Offenheit, Erfahrung, Verlässlichkeit" steht auf ihren Wahlplakaten. Ihre Wahlkampftour führt sie unter dem Motto "Zu Hause unterwegs", und einer ihrer Lieblingssätze lautet: "Ich möchte mein Amt zum Wohle der Bürger weiterführen." In Angela Merkels Wahlslogan "Sie kennen mich" formvollendet sich dieses Motiv. All so etwas kann man als Frau gut sagen. Denn verbindlich zu sein, an der Sache interessiert und pflichtbewusst - das alles sind positive Vorurteile gegenüber Frauen. Zu diesen Vorurteilen gehört auch die Annahme, Frauen seien zugänglicher. Es heißt, man öffne sich ihnen gegenüber eher, ja fühle sich geborgen. Das kann

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

besonders dann ein Vorteil sein, wenn Menschen gerade das Gefühl haben, die Politik entferne sich von ihnen. Wenn Menschen sich nach Halt, nach Hilfe, nach Nachsichtigkeit sehnen. Frauen, die Macht haben, nutzen dieses Stereotyp. Hannelore Kraft tröstet, hilft und kümmert, seit Neuestem führt sie ein Videotagebuch. Annegret Kramp-Karrenbauer gilt als Anpackerin, die aber dabei kein großes Gewese um sich selbst macht. Sie ist uneitel tüchtig, auch ein großer weiblicher Topos. Annegret Kramp-Karrenbauer nennt sich selbst AKK, weniger Geltungsdrang geht ja kaum. Und Angela Merkel hat in dieser Zuschreibungswelt den ersten Platz am Herd gemacht. Sie ist die Inkarnation von allem weiblich Guten: die Mutti. Sie passt auf alle auf.

Als authentisch wahrgenommen werden Frauen, wenn sie sich verhalten, wie man es von Frauen annimmt. Und es scheint, als hätten Malu Dreyer und Julia Klöckner sich entschieden, da mitzuspielen. Fleißig entsprechen sie den positiven Klischees. Wo das Blatt schon rosa ist, kann man die Verfärbungen ja auch nutzen. Sie helfen den Leuten im Supermarkt beim Tütenpacken, suchen ständig den Körperkontakt zum Bürger und versuchen sich im TV-Duell Anfang März, dem einzigen Aufeinandertreffen vor der Wahl, darin zu übertreffen, wer loyaler zu Angela Merkel stehe. Inhaltlich konzentrieren sie sich auf soziale Themen.

Selbst Klöckner, die sich mit ihren Ideen in der Flüchtlingskrise eigentlich auf dem härteren Feld der Asylpolitik hervortun wollte, lenkt bei ihrem großen Wahlkampfauftakt in Ingelheim schon wieder ein: "Heute will ich nur als Letztes kurz über die Flüchtlinge reden und erst mal über Ihre Sorgen hier in Rheinland-Pfalz." Die Leute klatschen; es ist Klöckners erster Applaus an diesem Abend im Vereinsheim in Ingelheim. Sie lächelt und führt ihre Rede fort, in der es um motivierte Lehrer gehen wird und weniger Schulausfall, um mehr Polizisten und mehr Zusammenhalt, gute Straßen und sichere Wege, Alte und Junge und die Familie als das Wichtigste auf der Welt. Neben der Bühne steht ein großes Plakat: ein Porträt von Klöckner, den Kopf leicht schräg gelegt, der Blick vertrauenerweckend. Daneben steht nur ein Wort: kümmern. Als wollte Julia Klöckner nicht Ministerpräsidentin werden, sondern Knie pushten.

Im Rausch des Verzichts

Sieben Tage ohne Fleisch, Käse, Leder, Wolle, Milch, Honig – verbunden mit der Frage: Und wenn wir alle Veganer wären? Wo kämen wir da hin?

Von Barbara Supp, DER SPIEGEL, 27.08.2016

Im Juli hatte ich eine Woche, in der ich mich seltsam benahm. Ich ging zum Optiker und fragte, ob meine Brille vegan sei. Am blauen Jackett knöpfte ich den Lederkragen ab. Ich kaufte mir einen Geldbeutel aus Papier.

Ich hatte mich schon länger gefragt, warum Menschen freiwillig nicht nur auf Fleisch und Käse, sondern auch auf Wolle, Seide, Leder verzichten, aber ich hätte es vermutlich nie ausprobiert. Doch dann war ich auf einer Ernährungstagung in München, auf der Veganer so gründlich beleidigt und für idiotisch erklärt wurden, dass ich beschloss: Jetzt mache ich's, wenigstens eine Woche lang. Jetzt will ich testen, ob das stimmt.

"Is(s)t die Zukunft pflanzlich? Handel und Industrie im Veggie-Fieber" hieß die Tagung, und der Mann, der die Sache der Veganer schmähte, hieß Udo Pollmer, ein Sachbuchautor und Lebensmittelchemiker; ein rundlicher Herr mit Bart und ruppiger Argumentation.

Soja, sagte er, schade der Potenz: "Wenn Ihre Liebste Ihnen Tofu-Bratling serviert, wissen Sie, dass sie die Familienplanung abgeschlossen hat. Jedenfalls mit Ihnen."

Das Karnickel, sagte er, das die zarten Kräutlein fresse, sei kein schönes Vorbild. Es fermentiere seine Nahrung hinten im Verdauungstrakt und könne Eiweiß dort nicht aufnehmen. Es müsse also "jeden Morgen zum Frühstück von seinem Allerwertesten weg eigene Kötel auffressen, um seine Eiweißversorgung im Rahmen einer veganen Kost zu sichern". Also: "Wenn Ihr Lover auch ein Veganer ist, dann können Sie

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

nur hoffen, dass er bei der Morgentoilette eine ernährungswissenschaftlich richtige Entscheidung trifft, bevor er Ihnen den ersten Kuss gibt."

So sprach Pollmer, auf diesem "Symposium Feines Essen und Trinken".

Vor ihm hatte ein schmaler Veganer geredet und zarte Sätze gesagt, er stellte die Frage, warum die Herzen der Menschen für die Tiere so verschlossen seien.

Christian Vagedes, Vorsitzender der Veganen Gesellschaft Deutschland, fand es schön, dass die Wurstfirma Rügenwalder Mühle schon 20 Prozent ihres Umsatzes mit veganer Nichtwurst mache. Die veganisierte Welt werde eine bessere sein, sagte er, und nach der Karnickelrede Pollmers wünschte ich mir, dass der Veganer recht habe, und fand, dass es sich lohne, die Sache zu überprüfen. Eine Sache, die offenbar kein kurzlebiger Trend ist und die das Leben von schätzungsweise einer Million Menschen in Deutschland bestimmt. Ein Leben ohne totes Tier, ohne ausgebeutetes Tier: Geht das überhaupt? Wie fühlt sich das an?

Und wenn das alle machen würden? Wo kämen wir da hin?

1. Tag des Versuchs. Bestes Essen: Nizzasalat in der Kantine, ohne Thunfisch und Ei.

Schlechtestes Essen: Nr. 83 im Asia-Imbiss, Thai-Gemüse mit Ingwer, Basilikum und Kokosmilch (fad).

Hauptproblem des Tages: vegane Musik.

Im Chor, abends, dachte ich nicht nur über verschleppte Einsätze nach, sondern auch über das Material. Gitarre geht nicht – sie enthält meistens Knochenleim. Geige? Unmöglich. Saiten aus Schafsdarm, Rosshaar im Bogen. Unser Klavier – auch problematisch. Die Tasten sind zwar heute nicht mehr aus Elfenbein, sondern aus Kunststoff. Aber Filz, also Wolle, wird zum Dämpfen verwendet, auch Leder kommt in der Mechanik vor. Es war kein Abend der veganen Musik.

Ein veganer Musikabend bestünde beispielsweise aus:

Posaune

Horn

Blechflöte

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Trommel (ohne Tierfell)

Gesang

Jemand müsste mal eine Sinfonie für Chor und veganes Orchester komponieren.

Das Schaffell hatte ich zu Hause vom Sofa gezogen, im Schrank ein paar Schuhe gefunden, in denen nicht "Obermaterial Leder" steht, es fehlte noch ein Geldbeutel ohne Leder und ein Gürtel. Solche Dinge finden sich im "Vunderland", einem Laden für Veganerbedarf.

Der Laden ist mitten im Hamburger Karolinenviertel, das passt, Veganismus gilt als jung, hip und ist speziell unter Großstädtern, noch spezieller unter Großstädterinnen, verbreitet. Auf dem Land ist die Sache schwieriger; da bleibt oft nur: Onlineeinkauf und DHL.

Kann ein Kraftfahrzeug vegan sein?

Und was ist das eigentlich: vegan?

In der Abhandlung "Veganismus" von Christian Koeder ist zu lesen, dass der Begriff von einem Yorkshireman namens Donald Watson etabliert wurde. Ein Kriegsdienstverweigerer, der sich 1944, als die deutsche Luftwaffe London bombardierte, besonders für das Leid der Tiere interessierte, aus der Vokabel "vegetarian" ein paar Buchstaben strich und die erste explizit vegane Bewegung erfand.

In Deutschland fasste die Sache in den Achtzigerjahren Fuß, zögerlich erst, in letzter Zeit immer schneller.

Die einen wollen die Tiere retten. Die anderen die Umwelt. Die dritten sich selbst. Und manche alles zugleich.

Die Ökobilanz ist jedenfalls nicht gut, wenn man sich die Bambuszahnbürste und die garantiert vegane Scheuermilch in den Bayerischen Wald liefern lassen muss. Und das Auto als solches? Gibt es das vegane Automobil?

Die Internetseite mag-mobil.de bringt eine Firmenliste von Audi bis Volvo, die alle mindestens ein lederfreies Auto anbieten; meistens sind es Kleinwagen. In der Mittelklasse gilt Tierleder als Kennzeichen für Qualität. Oberklassewagen wiederum kann sich, wer das Geld hat, zusammenbauen lassen, wie er will. Allerdings – wer

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

kann garantieren, dass der Stoffsitze im Kleinwagen keine Wolle, das Schmiermittel im Luxus Schlitten kein Tierfett enthält?

Mein Fahrrad jedenfalls hat keinen Ledersattel, keine Ledergriffe und zufällig die richtige Reifenmarke, "Schwalbe", laut Portal vegan.de eine ohne Tier. Im "Vunderland" fand ich einen Gürtel aus Kork und einen Geldbeutel aus bunt bedrucktem, angeblich regenfestem Papier.

Im Büro prüfte eine modesichere Kollegin die Knöpfe an meinem Blazer und sagte: "Plastik". Sie schaute meine Schuhe an, sie seufzte. Gab aber zu, dass sie vermutlich das Kriterium "tierfrei" erfüllen. Abends saß ich mit einem unwilligen omnivoren Begleiter im "Leaf", das mir als das beste vegane Lokal Hamburgs empfohlen worden war.

Mit dem Öko-Riesling war der Allesfresser zufrieden, ich aber nicht, denn auch bei Biowein kann Fischblase oder Gelatine zur Klärung verwendet worden sein. Der Allesfresser fand sich ab, bestellte Polentapizza mit Beilage und sagte dann den traurigen Satz: "Dürfen die auch keinen Essig verwenden?"

Bestes Essen des Tages: das Rhabarber-Tiramisu im Leaf.

Schlechtestes Essen: die mit grüner Creme gefüllten, matschig gebackenen Pfirsiche, ebenfalls im Leaf.

Problem des Tages: dass der Papiergeldbeutel ständig die Münzen verliert.

Der Allesfresser lebt aus demselben Kühlschrank wie ich und sah die Sojamilch unfreundlich an, die ich mir am nächsten Morgen wieder in den Kaffee kippte, und es stimmt ja. Kuhmilch schmeckt besser. Oder Joghurt. Oder Käse. Oder ein Frühstücksei. Oder Honig, Honig geht eigentlich auch nicht, weil die Bienen ausgebeutet werden, allerdings gebe es leider "diesbezüglich Divergenzen innerhalb der veganen Community". So steht es in einem Beitrag auf der Seite www.vegan.eu. Überhaupt werde unter Veganern "teilweise sehr kontrovers – und manchmal bis zu persönlichen Beleidigungen" diskutiert.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Es ist ein bisschen so wie unter den westdeutschen Linken in den Siebzigerjahren: zersplittert. Es gibt keine bindende Definition für "vegan", genauso wenig, wie es je eine für "links" gab; also lässt sich darüber sehr schön streiten.

Es gibt die Revolutionäre, die den Erdball veganisieren wollen; und es gibt die Reformisten, die schon froh wären, wenn jeder einen veganen Tag pro Woche hätte. Es gibt die Schriftgläubigen, es gibt die Militanten, die Metzger mit ihrem Hass verfolgen, es gibt den Typus der tätowierten antikapitalistischen veganen Feministin und den Typus des Attila Hildmann, mit Waschbrettbauch und Porsche, der diese Fitness-Kochbücher macht, nach dem Prinzip: Sorge dafür, dass es dir gut geht. Bei den Linken hieß das: Toskana-Fraktion.

Von der veganen Utopie war an diesem dritten Tag beim Mittagessen die Rede, ich saß mit Christian Vagedes, dem Veganer vom Münchner Symposium, im "Loving Hut": eine asiatische vegane Kette, die von einer buddhistischen Vietnamesin betrieben wird. Vagedes ist ein großer Dunkelhaariger mit kantiger Brille, lebt in Hamburg und ist der Hauptaktivist der "Veganen Gesellschaft". Er gibt das zweimonatlich erscheinende "Veganmagazin" heraus und hat mit seinem Label "bedda" ("make a bedda world") mehrere Brotbeläge auf den Markt gebracht.

Vagedes kam über die Schwangerschaft seiner Frau zum veganen Leben, seine Frau, die Kinder, alle seien vegan, auch die Katzen kriegen veganes Futter. Leder trage er schon länger nicht mehr. Er warte jetzt auf einen neuen Werkstoff, "Ananasleder", aus Blättern, das sehe sehr gut aus.

Vagedes gibt gern Auskunft darüber, warum man dies nicht tut oder das nicht trägt.

Warum keine Wolle?

Weil in Australien Schafe blutig geschoren würden, im Akkord.

Seide?

Weil die Raupe dabei stirbt.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Vagedes sagt, er habe sich ein "Snapy" gekauft, für Insekten, also ein Ding, mit dem man die Mücke im Zimmer einfangen und auswildern kann. Er fahre auch durchaus langsamer im Sommer, damit weniger Tiere an die Frontscheibe klatschen.

Er sehe Grenzsituationen, das gebe er zu. Er nehme es nicht übel, wenn jemand lebensnotwendige Medikamente nehme, die Teile vom Tier enthalten. Die Schweine-Herzklappe – er selbst würde aber schon noch mal überlegen, sagt er, bevor er sich so etwas einpflanzen ließe. "Man muss ja nicht alles machen, was geht."

Wir sprachen dann über ein Buch, das ich gefunden hatte und das er natürlich kannte. Es heißt "PIG 05049" und listet auf, mit Fotos, in welchen Gegenständen des täglichen Lebens ein bisschen Schwein enthalten sein kann, in Form von Glycerin beispielsweise oder Gelatine oder Knochenleim. Frostschutzmittel. Kupfer (also im Computer). Antifaltencreme. Buchcover. Streichholz. Druckerpapier.

Es ist schwer, ein voll veganes Leben zu führen. Sogar am Ökostrom, heißt es, kann indirekt Tierisches, nämlich Gülle, beteiligt sein. Ich machte das Licht aus, abends, und dachte dabei zum ersten Mal an ein Schwein.

Bestes Essen: Dinkelbrötchen mit Margarine und Gurke belegt.

Schlechtestes Essen: Seitan nach Entenart im Loving Hut.

Problem des Tages: die Frage, warum sich eine Veganerin "vgn" auf den Knöchel tätowieren lässt. Damit sie, falls sie im Koma liegt, nicht mit Tierprodukten behelligt wird?

Der vierte Tag. Kaffee mit Sojamilch. Soja, Soja, Soja, Soja als Tofu, Sojasprossen, Sojamilch.

Pollmer sagt, das sei nicht gut für das Sexualleben, oder es mache aggressiv.

Mich macht Soja im Moment auch aggressiv, aber Pollmer meint etwas anderes.

Soja enthält Phytoöstrogene, also Pflanzenstoffe, die keine Östrogene sind, aber an denselben Rezeptoren andocken können wie diese und die in ihrer Wirkung, schreibt der "New Scientist", "den Östrogenen ähneln".

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Zu viel Phytoöstrogen in der Nahrung kann zu Unfruchtbarkeit führen – bei Schafen. Es kann zu Aggression führen – bei Affen. Dazu gibt es Studien.

Dass Soja bei manchen Männern das Prostatakrebsrisiko und bei manchen Frauen das Brustkrebsrisiko senken könne, berichtet die Deutsche Gesellschaft für Ernährung. Die Ergebnisse mehrerer Studien sprächen auch "für eine präventive Wirkung in Bezug auf Herz-Kreislauf-Krankheiten". Bei Pollmer, auf dem Podium, erfuhr man dazu nichts.

Der unbearbeitete Tofu, eine Art Bohnenquark, kann sich günstig auf den Cholesterinspiegel auswirken, enthält wenig Fett, viel Protein, kaum gesättigte Fettsäuren. Doch er bleibt ja meist nicht so. Wenn aber, schreibt der "New Scientist", dieser Tofu "per Schwerstbearbeitung von fad auf lecker getrimmt wird", dann enthält er oft "Junkfood-verdächtige Mengen an Fett und Salz". Ich sah mir die Tofu-Rostbratwürstchen an, die bei mir im Kühlschrank lagen, unausgepackt: 54 Prozent Tofu, der wiederum zu 55 Prozent aus Soja, der Rest: Hefeextrakt, Salz. Gewürze, 11,7 Prozent Fett, immerhin nur halb so viel wie die tierischen Würstchen im Supermarkt. Grau sahen sie aus, wabbelig.

Der Vorgeschmack einer besseren Welt?

Kommt darauf an, wen man fragt.

"veg up" heißt das Buch von Vagedes, "Don't Go Veggie" eines der Bücher von Pollmer. Ich las beide parallel.

Pollmer sagt: Tiere nutzen, Tiere essen – das ist richtig. Von weltweit fünf Milliarden Hektar Agrarland werden laut FAO nur anderthalb Milliarden beackert. Warum? Weil sich das übrige Land eben nicht eigne für den Ackerbau, schreibt Pollmer. Warum also soll man nicht Rinder oder Büffel züchten auf den Flächen, wo das geht? Oder Tierfutter anbauen, wo der Boden für Menschenkost zu mager ist? Tiere liefern Protein. Sie produzieren Dünger. Sie fressen Reste, zum Beispiel Rapskuchen, der bei der Rapsölerzeugung entsteht.

Und was, so fragt er gern, sollen die Inuit am Polarkreis machen, wo man traditionell eben nicht von Brokkoli lebt?

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Vagedes' Vision dagegen: verträumt. Nutztiere im heutigen Sinne soll es nicht mehr geben, höchstens Schafe, die den Deich abweiden, oder Braunvieh, das in den Allgäuer Alpen grast. Die ganze Kuhmilch ist fürs Kälbchen, die Schafsmilch für das Lamm. Und damit nicht zu viele ehemalige Nutztiere in der Landschaft stehen, muss der Mensch sie eben kastrieren, wie er es bei Katern tut. Schweine übrigens könnten sich nützlich machen, indem sie den Acker umgraben. Sie wühlen ja gern.

Wer häufiger mit Schweinen oder mit Äckern zu tun hat, wird diese Idee verwerfen.

Vagedes nervt durch Kleinschreibung und das seltsame Querformat seines Buches und seine ständigen Verweise auf Rudolf Steiner, hat aber recht mit seiner Kritik am Verhältnis zwischen Mensch und Tier: die Massentierhaltung. Die geschredderten männlichen Küken, die Milchkuh, die nach zwei- bis dreimaligem Kalben ausgelaugt ist und zum Schlachter muss. Der Wasserverbrauch, der Kalorienverbrauch bei der Fleischproduktion. Der Methanausstoß beim Rülpsen der Rindviecher, die abgeholzten Wälder, um Viehfutter zu produzieren. Die Inuit? Die meisten Inuit, sagte Vagedes beim Mittagessen, "essen doch gar keine Robben mehr, sondern kaufen wie wir alle im Supermarkt".

Nüsse soll der Mensch halt zu sich nehmen, Samen, Hülsenfrüchte, so kriegt er Kalzium, Eisen, Protein. Vitamin B12, das fast nur im Tierischen vorkommt, gibt es als Zusatz in der Zahnpasta oder als Tablette. Die "Veganisierung der Welt" will Vagedes, und ich suchte jemand, der sich ernsthaft, wissenschaftlich, mit der Frage beschäftigt hat, ob das geht. Ich fand Karlheinz Erb vom Institut für Soziale Ökologie an der Alpen-Adria Universität Wien.

Eigentlich wollte die Gruppe um Erb herausfinden, ob man noch mehr Regenwald abholzen müsse, um die weiter wachsende Weltbevölkerung zu ernähren. Sie rechneten Modelle mit unterschiedlichen Prämissen, und ihr Ergebnis lautet: Man muss nicht. Und am besten klappt es, theoretisch jedenfalls, mit der Welternährung, wenn die Menschheit sich vegan ernährt.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Erb sagte dazu am Telefon: "Wir gehen nicht davon aus, dass das realistisch ist. Wir wollen damit auch nicht sagen, dass das unbedingt wünschenswert ist. Wir sagen nur: Rein technisch ist es möglich."

Die Weltagrarfläche, sagte Erb, sei nicht festgelegt. Es komme darauf an, wie viel Dünger der Mensch in die Flächen investieren will, wie viel Geld.

Dass alle Tierzucht verschwinden sollte, weil sie Ressourcen verschwende, das sagte er nicht. Es komme darauf an, wo und wie und in welcher Zahl die Tiere leben. Und wie hoch der Mensch die ökologischen Kosten bewerte, die bei den verschiedenen Varianten entstehen.

Sollen die Inuit ganz und für immer vom Robbenfleisch lassen und stattdessen Gemüse essen, muss man entweder Gewächshäuser bauen oder den Brokkoli nach Grönland versenden. Beides ist nicht schön für die Ökobilanz.

Bestes Essen: die Banane zum Frühstück.

Schlechtestes Essen: Tomatenaufstrich "Zwergenwiese". Schmeckt, wie er sich anhört: süß.

Problem des Tages: das Affendilemma. Esse ich Butter, schade ich dem Kälbchen. Esse ich Margarine, ist womöglich Palmöl darin, und ich schade vielleicht dem Orang-Utan, der dafür seinen Regenwald verliert.

Vagedes ist nicht so weltfremd, wie es erscheinen mag; Pollmer nicht so faktensicher, wie er tut. Pollmer, mit seiner brachialen Rhetorik, fiel früher vor allem auf als Kritiker der Ernährungsindustrie. Heute fällt er auf als Kritiker derer, die diese Industrie kritisieren. Er ist für Veganer so etwas wie das, was Franz Josef Strauß früher für die Linke war – der gemeinsame Gegner, auf den man sich verständigen kann, wenn sonst nicht viel bleibt.

Darin ist sich auch Attila Hildmann mit seinen Mitveganern einig, der Mann mit dem Waschbrettbauch und dem Porsche. Ich traf ihn am fünften Tag meiner veganen Woche in einem halb veganen Hotel in Reutte in Tirol.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Ich war morgens nach München geflogen – vegan? Auf vegane Mahlzeiten ist die Lufthansa eingestellt, jedenfalls auf den Strecken, wo man noch Mahlzeiten kriegt; auf die Frage nach möglichen Ledersesseln nicht, aber die befragte Pressesprecherin versprach, es zu recherchieren. Die Antwort, wenig später: echtes Leder.

Bei diesem Flug, frühmorgens, fiel mir auf, dass meine Selbstgerechtigkeit stieg. Nein, ich akzeptiere kein Kuhmilchdöschen, ich trinke den Kaffee schwarz. Der Müsliriegel enthält "Magermilchpulver", also: nein. Es war wie ein Rausch des Verzichts. Ich fing an, mich wie ein besserer Mensch zu fühlen. Es tat mir nicht gut.

Ich saß also im Hotel "Lechlife" in Tirol, das insofern halb vegan ist, als dass fleisshessende Mitreisende Fleisch serviert bekommen, was unter Veganern nicht unumstritten ist. Betrieben wird es von einem Mann, der, seitdem er vegan lebt, keine Rückenschmerzen mehr hat, wie er sagt, und seiner ebenfalls vegan lebenden Frau.

Hildmann ist da, weil er mit zwei deutschen Triathleten zusammen ein "Bootcamp" anbietet, Sport und vegane Ernährung. Hildmann selbst ist erfolgreich mit seinen Kochbüchern ("Vegan for Fit", "Vegan for Youth" et cetera), polarisiert aber, weil er Porsche fährt, zeitweise sogar einen mit Ledersitzen. Polarisiert auch, weil er zur Zeit der großen Flüchtlingsdebatte fand, dass nicht jeder einfach so nach Deutschland hereinkommen und hier leben sollte. Das schrieb er sinngemäß auf Facebook, er, der als türkischstämmiger Adoptivsohn einer deutschen Familie aufgewachsen ist.

Es gab Ärger im Netz, weil Veganer tendenziell wohl eher links ticken, er revidierte. Gerade hat er vegane Leberwurst und ein Buch über Smoothies neu auf den Markt gebracht.

Attila Hildmann saß in der so vegan wie möglich möblierten Lobby und sagte, dass ihm die bibeltreuen Textbuchveganer auf die Nerven gingen. Sagte, dass er bei Stefan Raab in der Sendung gewesen sei und danach entsetzte Kommentare bekommen habe: Wie, du gehst zu einem METZGER – was Raab ja tatsächlich früher mal gewesen ist. Er sagte, man müsse nackt im Wald leben, um nach Ansicht mancher Veganer ein echter Veganer zu sein, was sein Ding nicht sei.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Sein Ding sei der Imagewandel. Spaß, Fitness, Genuss. Ja doch, auch Tiere seien wichtig. Er habe erreicht, dass sein Porsche zu 90 Prozent nicht mehr mit Leder, sondern mit Alcantara ausgestattet sei.

Attila, in T-Shirt und knielanger Armeehose, versammelte dann eine Gruppe von 15 Leuten in der Küche des Lechlife, es war Nachmittag, sie hatten 30 Kilometer Mountainbike hinter sich, hartes Training auf dem Berg. Für das Radfahren, Schwimmen, Laufen waren die Triathleten zuständig, Attila für das Kochen.

Wir gruppierten uns also in der Küche, außerdem hatte Attila noch seinen persönlichen Videofilmer dabei, wofür, wusste er noch nicht genau. Jedenfalls sagte er "Hallo!" in die Linse und ließ diese dann auf die Gruppe richten, worauf die Gruppe in Jubel ausbrach.

Ein junges Paar, das Marathon läuft, eine Frau mit Gesundheitsarmband, die für Apple arbeitet, eine Mutter, deren Tochter vegan geworden ist.

Solche Leute standen in der Küche und wickelten Sommerrollen und aßen sie später im Speisesaal, während Attila bedauernd davon sprach, dass er immer noch keine Kochshow in deutschen Fernsehen habe. Dabei komme er doch sogar schon im amerikanischen Regionalfernsehen vor.

Er war dann oben auf dem Zimmer, mit seinen Videoleuten, als die Triathleten, Nicole und Lothar Leder, am Tisch saßen und gefragt wurden, ob die beiden eigentlich Veganer seien und ob das gehe bei ihrem Sport.

"Nnnein", sagte Lothar Leder, Attila höre das nicht gern, aber "nnnnein". Beim Fußball, vielleicht, vielleicht könne man da unter Umständen mithalten als Veganer, aber bei seinem Sport sehe er das nicht.

Bestes Essen: Schlutzkrapfen im Hotel Lechlife.

Schlechtestes Essen: der Käse darauf.

Problem des Tages: der Käse. Vor ein paar Jahren hieß das Zeug noch Analogkäse und wurde verachtet. Heute heißt es "veganer Käse" und wird dafür gelobt. Man konstruiert es häufig auf der Basis von Hefeflocken und Pflanzenöl, und es schmeckt nicht. Nein.

Wie jede Bewegung hat die der Veganer ihre Säulenheiligen, Vorbilder und Idole. Attila Hildmann ist so einer, bei einem Teil der Bewegung jedenfalls, der Fußballer Marco Sailer gehört dazu und Jamie-Lee Kriewitz, die Sängerin. Allerdings sind die Veganermagazine, in denen ich das auf der Rückfahrt nach München lese, schon etwas älter. Marco Sailer spielt jetzt nicht mehr beim SV Darmstadt 98 in der Bundesliga, sondern beim Viertligisten FSV Wacker Nordhausen. Jamie-Lee Kriewitz hat beim ESC-Gesangswettbewerb krachend verloren.

Hoffnung aber macht die Bibel, darauf hatte mich Christian Vagedes hingewiesen, genauer: auf Daniel 1, 11–16: "Da sprach Daniel zu dem Aufseher ... Versuch's doch mit deinen Knechten zehn Tage und lass uns Gemüse zu essen und Wasser zu trinken geben ... Und er hörte auf sie und versuchte es mit ihnen zehn Tage. Und nach den zehn Tagen sahen sie schöner und kräftiger aus als die jungen Leute, die von des Königs Speise aßen ... Und diesen vier jungen Leuten gab Gott Einsicht und Verstand für jede Art von Schrift und Weisheit."

Bestes Essen: Panna cotta von der Karotte im Restaurant Tian am Münchner Viktualienmarkt.

Schlechtestes Essen: gegrillte Tofu-Rostbratwürstchen, zu Hause.

Problem des Tages: Was hält Daniel vom Veganismus? Eigentlich will er ja nur, dass sein Essen kosher ist.

Am siebten Tag war Sonntag, die vegane Woche fast zu Ende, und im Kühlschrank lagen die Steaks für den nächsten Tag, Versprechen und Vorwurf zugleich.

Bestes Essen: Spinatgnocchi mit Salbei und Kirschtomaten, zu Hause.

Schlechtestes Essen: Sojafrischkäse.

Problem des Tages: Wem kann ich die restlichen Tofu-Wurstchen andrehen?

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Wenn wir alle Veganer wären, gäbe es immer noch dicke Menschen, denn Zucker ist nicht verboten, und die Desserts sind oft das, was am besten schmeckt.

Wenn wir alle Veganer wären, müssten Metzger Möhren schlachten, und Alfons Schuhbeck würde Tofu-Braten mit Sauerkraut servieren.

Wenn wir alle Veganer wären, würde das gegen den Klimawandel helfen, aber abgesagt wäre er nicht.

Wir würden weiterhin Fußball gucken können (keine Lederbälle mehr!), aber sicher kein Springreiten, weil man das Pferd ja nicht fragen kann, ob es mitmachen will.

Wir hätten einige große Kunstwerke weniger, womöglich; Joseph Beuys ist schwer vorstellbar ohne Wollfilz. Für seine Fettecke immerhin hätte er Margarine nehmen können.

Wir müssten Vitamin B12 schlucken, ständig. Wir müssten Kunstdünger auf die Felder streuen und die Nutztiere, die es noch gibt, sterilisieren.

Wir müssten Gemüse essen, Gemüse und Gemüse und hoffen, dass der Herr uns wie Daniel zum Ausgleich dafür Einsicht, Verstand und Weisheit schenkt.

Wie wir in München die Nacht des Amoklaufs erlebten

Gut vernetzt per WhatsApp, Twitter, Facebook, Telegram? Wie sich Nachrichten und Gerüchte in den Stunden des Amoklaufs verbreiteten.

Von Laura Meschede, [Vice.com/ taz](http://Vice.com/taz) – die Tageszeitung, 23.07.2016/25.07.2016

Als Erstes kommt die Eilmeldung, da bin ich noch ganz ruhig. Schüsse im Olympia-Einkaufszentrum also, in München. "Oh", denke ich und tippe die Nachricht in eine meiner WhatsApp-Gruppen. Für die, die es noch nicht mitbekommen haben. Was sagt Twitter? Schüsse am OEZ, weiß ich schon. Und: Taxifahrer sollen den Stachus meiden. Moment: den Stachus?

"Täter wohl noch nicht gefasst. Meldung: Stachus meiden. What the fuck?", schreibe ich. "Ich habe gehört, es sei auch was am Odeonsplatz", schreibt Mari. "U-Bahnen lahmgelegt", schreibt Andrea. Twitter sagt: Schüsse auf dem Festivalgelände des Tollwood.

Inzwischen kommen die Nachrichten auf drei verschiedenen Kanälen, WhatsApp, Telegram, Facebook. Ich bin Mitglied in fünf Telegram-Gruppen und vier WhatsApp-Gruppen, in fünf dieser neun ist es schon Thema.

Dann, plötzlich: "Er ist hier. Hilfe. Omg." Max schreibt das. 35 Menschen lesen mit. Meine größte WhatsApp-Gruppe. Bestürzte Nachrichten im Sekundentakt. Max? MAX??? Schweigen. Dann eine Sprachnachricht. Man hört: heftiges Keuchen. Max Stimme: "Wir sind im Rewe. Im Tal. Er ist hier drin", sagt er. Das Tal ist eine Einkaufsstraße in der Münchner Innenstadt. Max schluchzt eher, als dass er spricht. Seine Stimme überschlägt sich, "Oh, mein Gott", wiederholt er immer wieder. Ende der Sprachnachricht.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Es ist der Moment, in dem ich in Panik gerate.

Vor wenigen Tagen erschien eine Studie, nach der 73 Prozent der Deutschen Angst vor Terrorismus haben. Das sind 21 Prozent mehr als letztes Jahr – und vielleicht ein paar Prozent weniger als heute. Nach dieser Studie hat schon vor einigen Tagen der Terrorismus den Deutschen am meisten Angst eingeblöht, weit mehr als "schwere Erkrankung" oder "Krieg mit deutscher Beteiligung".

In den Köpfen findet der Terror schon seit Jahren statt. Gemalt durch tausende Medienberichte, rechte Hetze und Debatten über rechte Hetze. Das Bild vom irren Islamisten, der wild um sich schießt, hat sich in unseren Köpfen eingebrannt. Am 24. Juni hat die Bundesregierung ein Anti-Terror-Paket verabschiedet. Anonyme Prepaid-Karten wurden verboten, der Verfassungsschutz kommt leichter an Daten, verdeckte Ermittler dürfen schneller eingesetzt werden. Am 20. Juli trat in Russland ein neues Anti-Terror-Gesetz in Kraft, vorgestern verlängerte Frankreich den Ausnahmezustand bis Anfang 2017. Verhindern diese Maßnahmen Anschläge? Es spielt kaum eine Rolle. Gegen Angst lässt sich nicht argumentieren. Am Freitagabend um 18.30 Uhr frage ich mich, ob der Terror jetzt in München angekommen ist.

Der Nahverkehr ist ausgesetzt. Die Polizei rät, öffentliche Plätze zu meiden. „Was wir wissen - und was nicht“, wird deutschlandweit zu einer der beliebtesten Rubriken in Online-Medien. Wir wissen: gar nichts. Bei Twitter wissen die Leute schon mehr: Der Islam persönlich scheint es gewesen zu sein, der Täter vermutlich kürzlich erst aus Syrien geflohen. Was genau er gemacht hat? Wo wird jetzt alles geschossen? Egal. Das Telefonnetz ist überlastet, alle paar Minuten kommt ein neuer Anruf in Abwesenheit auf meinem Handy an, verspätet durchgestellt. Ein auf Twitter kursierendes Foto zeigt blutüberströmte Leichen in einem Einkaufscenter, ein Video den Schützen vor dem OZ in die Menge schießen, ein anderes eine Explosion, wo genau, keine Ahnung.

"Geht nach Hause", schreibe ich meinen Freunden. Monatlang habe ich gegen die Terrorangst angeredet, Statistiken zitiert, nach denen man noch eher von einem herabfallenden Ast erschlagen als von einem Terroristen erschossen wird. Nach der Sprachnachricht habe ich plötzlich auch Angst: Was, wenn meine Freunde unter den Opfern sind? Der Terror, so fühlt es sich an, ist jetzt ganz nah. Auf den Straßen vor

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

meiner Haustür starren alle auf ihre Handys, das OEZ ist eine halbe Stunde entfernt von hier, der Stachus auch, aber via Twitter und WhatsApp stehe ich trotzdem quasi daneben. Scheinbar.

Später am Abend werden sich die Fotos und Videos zu großen Teiles als Fakes herausstellen. Ebenso wie die meisten Anschlagsorte. Die Informationen über Social Media haben uns nicht informiert. Nur in Panik versetzt.

In der Einkaufsstraße zwischen Marienplatz und Stachus sind alle Geschäfte verriegelt und voll mit Menschen. Davor: Polizisten mit Maschinengewehren. Es ist jetzt 21.30 Uhr. Keine Entwarnung. "Die Leute trauen sich hier nicht raus", sagt ein Angestellter an der Tür zu einem Spielzeugladen. "Und wo sollen sie auch hin? Es fährt ja nichts." Vor einer Stunde hätte er Feierabend gehabt, stattdessen verteilt er umsonst Getränke an alle, die sich in seinen Laden geflüchtet haben. "Ich habe die Angst in ihren Gesichtern gesehen, das war wie im Film", sagt er. Seine Stimme ist müde und schleppend. Möchte ich reinkommen? Nein? "Dann lauf aber immer an der Wand entlang, zum Überblick behalten. Und nicht in Gruppen", sagt er. "Den Tipp habe ich von der Polizei."

Weitere Informationen hat die Polizei in diesem Moment auch nicht. Am Marienplatz steht ein Beamter vor einem großen Absperrseil und lässt niemanden Richtung Stachus durch. "Warum?", frage ich. "Ist der Stachus nicht gesperrt?", fragt er. "Nein", sage ich, "da komme ich gerade her." – "Oh", sagt der Polizist. Er sichert trotzdem weiter, Zweifel in den Augen.

Telefonat mit Max, der inzwischen weiß, dass der Angreifer vom Stachus nicht mit ihm im Supermarkt war. Dass es ihn nicht gab. "Wir hatten gerade die Info auf Twitter bekommen, dass es Schüsse am Stachus gibt", sagt er. "Und ich stand an der Kasse im Supermarkt fünf Minuten entfernt, da kommt plötzlich einer reingerannt und schreit: Er kommt!"

Max, so erzählt er, lässt daraufhin alles fallen und rennt, mit ihm die anderen Supermarkt-gäste. Regale fallen um, Gedrängel, Kinder schreien. Er versteckt sich im Kühlraum, quetscht sich mit einem Freund zusammen in den Schrank unter einer

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Spüle, ihm gegenüber macht ein Mann einen Abschiedsanruf bei seiner Mutter. Alle sind sicher: Wir sterben jetzt. Zwischen Tiefkühlrippchen und Schweinesteaks.

Max sendet die Sprachnachricht an unsere WhatsApp-Gruppe. Draußen ruft ein Mann etwas auf Arabisch. Max, Antifaschist und vorurteilsfrei, wie er dachte, sagt: "Und ich war mir sicher, dass das der Täter ist." Kurze Denkpause. "Das ist doch unglaublich", sagt er dann. "Ich bin gegen solche Vorurteile und trotzdem hatte ich diesen Gedanken. Wir alle hatten ihn. Weil sich diese Bilder seit dem 11. September so festgesetzt haben. Auch in meinem Kopf."

Der Angreifer am OEZ, das erfahren wir nachts um 2 Uhr in der Pressekonferenz der Polizei, war ein 18-jähriger Einzeltäter. Die anderen Angreifer hat es wohl nie gegeben. "Für uns waren sie real", sagt Max. 2300 Polizisten waren im Einsatz. Zahlreiche Notrufe und Hinweise auf Schießereien an anderen Orten sind in der Nacht eingegangen. Erhärtert hat sich keiner. Massenpaniken wie im Rewe im Tal gab es an dutzenden Orten, am Hauptbahnhof, am Stachus, im Hofbräuhaus.

War es Terror, was gestern in München passiert ist? Es spielt kaum eine Rolle. In den Köpfen der Münchner war es Terror. Und gegen Angst lässt nicht argumentieren.

Was bleibt? Trauer um die Toten. Ein Treffen des Sicherheitskabinetts. Vielleicht ein neues Anti-Terror-Gesetz, früher oder später. Die Maschinerie aus Angst und Hass läuft weiter, über Social Media, in den Zeitungen, in den Talk-Shows. Gestern Abend habe ich gespürt, wie sehr wir ein Teil von ihr sind. Das bleibt.

Aus hartem Holz

Nach Berlin-Friedrichshain pilgert Europas Jugend, um sich die Nächte um die Ohren zu schlagen, raue Großstadt zu erleben und dann wieder abzuhaue. Nur ein Baum harrt aus, wie ein Zen-Buddhist.

Von Juliane Schiemenz, NZZ am Sonntag, 26.06.2016

Auf der Warschauer Straße, im Strom von Pennern und Dealern, Hipstern und Touristen steht er, der härteste Baum Berlins. Er steht im Bezirk Friedrichshain, an einer der gammeligsten Adressen dieser Hauptstadt, die manche für die verlotterteste zwischen London und Istanbul halten und andere für die spannendste Metropole Europas. Hier wohne ich seit über einem Jahr. Und beobachte seit über einem Jahr den Baum. Auf dem Boden um den Baum herum wächst kein Gras mehr, und das, was da einmal wuchs, wurde plattgetrampelt von Sneakers und Flipflops, High Heels und DocMartens, festgetreten zu einer braunen Platte, undurchlässig, eher Beton als Erde.

In sie hineingestampft: Kronkorken, Zigarettenstummel, Bierdeckel, Scherben und Münzen. Auf diesem Mosaik hocken die Gestrandeten am Fuß des Baumes und lehnen sich gegen seine Rinde. Punker, Junkies, Bettler und Hunde. Es hat schon fast etwas Biblisches, wie sie ihn umlagern, den letzten Baum.

Friedrichshain, das ist Ostberlin, hier steht der längste zusammenhängende Rest der Berliner Mauer, Tausende Touristen versuchen jeden Tag, an der Narbe Geschichte abzulesen oder zumindest ein Selfie davor zu machen. Die Gegend um den Baum quillt über vor Menschen, Menschen, die ihr Vergnügen suchen oder Streit, die klauen und beklaut werden, Drogen kaufen oder anbieten, es gibt Ärger, Belästigungen, Schlägereien, vor ein paar Wochen einen Mord. Friedrichshain werde immer krimineller, sagt die Polizei, die Einwohner sagen: Es eskaliert. In Petitionen wehren sie sich gegen die Verrottung. Manche Politiker sprechen von «rechtsfreien Räumen». Rund um den Baum – das ist ein sogenannter «Kriminalitätsschwerpunkt».

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Hier wohnen also der Baum und ich. Er schon etwas länger, sogar mit eigener Adresse, wie mir das Bezirksamt Friedrichshain, Abteilung Planen, Bauen und Umwelt, schreibt: «Sehr geehrte Frau Schiemenz, der von Ihnen angesprochene Baum steht in der Warschauer Straße 94 und hat die Baumnummer 3. Bei diesem Baum handelt es sich um einen Kirschbaum, *Prunus spec.* Der Baum ist etwa 59 Jahre alt und hat einen Stammumfang von 195 cm.»

Dem Baum ist nichts Menschliches fremd. Er wurde bekotzt, bepinkelt, besprüht, getreten, geritzt, an ihm wurde herumgekokelt, nur um zu sehen, ob er das aushält. Ein Graffito verwittert auf seiner Rinde, sind ja eh alle tätowiert hier. Der Stamm des Baumes ist ganz verkorkst, zur Spirale gewunden wie der eines Olivenbaumes, als hätte er sich einmal komplett um sich selbst gedreht, damit er sich den ganzen Wahnsinn in Ruhe angucken kann. Vielleicht hat er aber auch versucht, den Kopf abzuwenden, bis irgendwann der Dreck in jeder Himmelsrichtung zu sehen war.

Doch jedes Jahr aufs Neue im Frühling geschieht ein Wunder: Der Baum blüht. Zwei Wochen lang blüht er an gegen das alles, gegen den Müll und die Hundekacke, gegen die Flüche der Penner und die Tritte der Punks, gegen das Geschrei und den Gestank.

Jede seiner Blüten ein in den Himmel gereckter Mittelfinger: Nimm das, Berlin, du alte Scheiße! Von jenen wundersamen Tagen im Frühling handelt dieser Text.

In Friedrichshain sitzt man den Frühling hartnäckig herbei. Irgendwann fällt die Entscheidung, dass laut Kalender nun die Zeit gekommen sei, in der man sein Bier nicht mehr drinnen trinkt. Das hat wenig mit real existierenden Temperaturen zu tun.

Stattdessen wird der Wetterwechsel in einer Art Sitzstreik vor Kneipen und Restaurants erzwungen. Auch die Handvoll Penner, die heute den Baum umlagern, hocken da wie im Sitzstreik. Von Weitem könnte man das Bild jedoch genauso gut für eine launige Picknickszene halten. Der Baum steht auf der Nordseite der Warschauer Brücke, die nicht über Wasser, sondern über Bahngleise führt. Wenn man links und rechts von ihr herunterschaut, liegt da unten außer den Gleisen noch etwas anderes: Müll. So viel Müll, dass man ihn auf Google Earth sehen kann. Der Baum steht etwa

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

in der Mitte der Warschauer Straße, die anderthalb Kilometer lang und 50 Meter breit ist und in Richtung Süden auf die Oberbaumbrücke über die Spree und nach Kreuzberg führt; im Norden ist Friedrichshain. Hier steigen das Partyvolk und die Touristen aus den S- und U-Bahnen, sie strömen an dem Baum vorbei und ergießen sich in die Klubs und Kneipen. Zehn Minuten entfernt in westlicher Richtung, zur Stadtmitte hin, wummert das «Berghain» im Wohngebiet zwischen Plattenbauten, einem Aldi und einer Feuerwehrrache. In östlicher Richtung hinter dem Baum geht es abwärts zu den Gleisen, dort ist das frühere Gelände der Reichsbahnausbesserungswerke. Jetzt sind in den alten Gebäuden die Klubs, in die alle Touristen wollen. Und auf dem Weg dorthin können diese noch ein paar Drogen shoppen. Junggesellenabschiede und Betriebsausflüge rücken an, selbst Schulklassen werden hier von ihren nichts ahnenden Lehrern durchgeschleift, bekommen den ersten Kiffeduft ihres Lebens in die Nase, werden zum ersten Mal beklaut. Friedrichshain, du Schule des Lebens.

In den ersten Tagen strahlen die weißen Blüten des Baums besonders unschuldig, später kippt die Farbe durch die Abgase ins Beige. In den ersten Tagen seiner Blüte wirkt der Baum surreal. Eine Blume auf einem Misthaufen. Dabei ist es gar nicht so, dass er völlig allein wäre. Einige Meter entfernt stehen noch ein paar andere Bäume hier und da, auch die scheinen ziemlich hart drauf zu sein. Aber sie unterscheiden sich von unserem Helden, weil jeder von ihnen in der Nähe noch einen Baumkumpel stehen hat, jemanden, der ihm hilft, das hier auszuhalten. Nur unser Baum ist ganz allein, abseits der Crowd.

Vor einiger Zeit hat ein Förster ein Buch über die geheime Kommunikation der Bäume geschrieben, das ein Bestseller wurde. Angeblich sind sie alle miteinander in Kontakt unter und über der Erde. Ich kann nur sagen: Der Baum, von dem ich hier spreche, gibt auf Kommunikation mit anderen Bäumen einen Scheiß. Er ist sich selbst genug, wie so viele in Berlin. Der Baum steht ruhig im Lärm der Menschen und Autos, die Straßenbahn rattert vorbei. Meist sind es russische und polnische Penner, die den Baum umlagern. Das sind die härtesten, die trinken den Wodka direkt aus der Flasche wie ihre deutschen Kollegen das Bier. Aus der Ferne hört man einige fluchen. Andere scheinen nicht mehr von dieser Welt, substituiert, die Haut vom Schnaps

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

durchtränkt, mit riesigen Poren wie ein Schwamm voller Wodka. Ihre Augen sind meist geschlossen, vielleicht wollen sie sich die Stadt nicht mehr angucken, vielleicht sind sie auch einfach nur müde. Sie wandeln wie Zombies durch Friedrichshain. Nicht ansprechbar. Pissen überall hin, schwanken, die Hosen rutschen im Laufen herunter, weil sie zu schwach sind, sie wieder zuzuknöpfen. Hinter ihnen und dem Baum prangt eine große Bautafel: «Lebendige Quartiere fördern». Als hätte es unser Held nicht schwer genug, haben sie ihm vor ein paar Jahren wie zum Hohn ein öffentliches Toilettenhäuschen zur Seite gestellt. Als würde jemand bezahlen, wenn er ein paar Meter nebenan kostenlos seine Notdurft an so etwas wie Natur verrichten kann. Vor Kurzem kam ein hochmoderner Mülleimer aus gebürstetem Stahl dazu. Eine einen Meter hohe Kugel, oben der Deckel, ein orangefarbener Kreis. Ein silbernes Glupschauge, dessen Pupille immer in den Himmel starrt.

Wenn ich den Baum beobachte, tue ich das meist mit respektvollem Abstand. Manchmal stehe ich in der Mitte der Warschauer an der Tramhaltestelle und täusche vor, dass ich auf die nächste Straßenbahn warte oder auf jemanden, der aus ihr aussteigt. Oft stehe ich auch vor dem Bio-Supermarkt auf der anderen Straßenseite. Dort gibt es vega-ne Schuhe und Menstruationstassen (google it!) und Stoffbeutel, auf denen «Yes, ve gan» steht. Ich kaufe dann einen überteuerten Smoothie in einem höchstens fingerhut-großen Becher (okay, vielleicht übertreibe ich ein bisschen) und nuckle an meinem grü-nen Trinkhalm, während ich hinüber zum Baum starre. Nicht zu auffällig blicken, sonst halten mich die Dealer noch für eine Polizistin in Zivil.

Manchmal nähere ich mich dem Baum, um ihn besser beobachten zu können. Aber wenn ich direkt dort herumstehe, kann ich die Sekunden zählen, bis es Ärger gibt oder ein Dealer kommt und «Kss! Kss!» macht und mir zuraunt: «Wanna buy sumting?» Dutzende Fahrradständer wurden neben dem Baum in langen Reihen installiert. Jeder sieht aus wie ein umgedrehtes U aus Metall, die Streben in perfekter Hintern-höhe zum Dagegenlehnen oder Draufsitzen, dann noch eine untere Querstrebe, um die Füße abzustellen. Irgendjemand in der Stadtplanung hat es gut mit den Dealern gemeint und ihnen ein perfektes Arbeitsumfeld gebaut. Bei Regen können sie sich in das Toilet-tenhäuschen zurückziehen, und dank der Fahrradständer müssen

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

sie sich nicht die Füße plattstehen. Sie hocken da wie Hühner auf der Stange, ab und an steht einer auf und macht Dehnübungen.

Es ist nur natürlich, dass sie die Installationen umnutzen. Auf diesem Fahrradfriedhof würde ohnehin niemand, der an seinem Rad hängt, selbiges anschließen. Man hält ja auch nicht seinen Arm in ein Piranha-Becken, wenn man an ihm hängt. Fahrradrümpfe ohne Räder, Sattel und Lenker lehnen an den Ständern wie abgenagte Fisch-gräten. Um einige Fahrradständer kringeln sich leere Fahrradschlösser wie das übrig ge-bliebene Schleifenband, mit dem einmal ein Geschenk umwickelt war. Vor dem Baum sitzt heute nur einer. Grüner Hoodie, roter Irokesenschnitt. Ich frage ihn, wie er heißt. Er sagt: From Poland. Ich sage: No, your name. Er sagt: Sebastian. Was für ein zarter Name. Ein Blütenblatt hat sich in seinem Iro verfangen.

Über Sebastians Kopf in der Baumkrone zwitschern Vögel und summen Bienen. Der Anblick der Warschauer Straße und die Naturgeräusche lassen sich nicht zu einem stim-migen Gesamteindruck übereinanderlegen. Klassische Text-Bild-Schere. Was wieder zurück in die Realität hilft, ist der Geruch um den Baum herum: Es stinkt hier so bei-ßend nach Ammoniak, dass mir schwindelig wird. Im Licht des späten Nachmittags fun-keln die tausend Scherben im Boden um den Baum, und jede seiner Blüten leuchtet wie die Kerze auf einem Weihnachtsbaum. Ein Akkordeonspieler stellt sich in einiger Ent-fernung hin und leiert seine Lieder. Ein dürrer Punk kommt auf einem klapprigen Rad angeeiert, stoppt und ruft: «Hör uff zu spielen! Touristen braucht keen Mensch!» In der Ferne prangt über allem die Fernsehturmku-gel, unsere Sonne, um die wir kreisen, jeder sein eigener Planet.

Jeder Zweite hier hat eine Bierflasche in der Hand wie angewachsen. Immer schön nuckeln. Bier ist das Öl im Getriebe von Friedrichshain. Es erzeugt den Ärger, den es dann später wieder vergessen macht. Der Laden bei mir um die Ecke mahnt in schnörkeliger Kreideschrift: «Bier ist mehr als nur ein Frühstücksgetränk.» Bier gehört zur Party. Und Friedrichshain ist der Partybezirk. Man bildet hier gern zusammenge-setzte Substantive mit dem Wort «Party». Die Tram, die hier fährt, M10, ist die Party-tram. Der Kaisers-Supermarkt bei mir um die Ecke, Tag und Nacht durchgehend geöff-net, ist das Partykaisers.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Abends laufe ich von meinem Krankenkassen- Yoga-Präventionskurs nach Hause; ich befinde mich in Tiefenentspannung, vor wenigen Minuten noch hat uns die Yoga-Lehrerin gesagt, wir sollten uns wie See gras wiegen, und unsere Fußsohlen sollten sich küssen. Ich muss am Partykaisers vorbei, durch die Partymenschen und Partyhunde hindurch. Neben mir partyisst einer gegen eine Wand, er dreht mir nicht den Rücken zu, keine Höflichkeiten hier. Kriegt eh nicht mit, dass ich da bin. Ich sehe seine geschlossenen Augen und die Wodka-Schwamm-Haut im Schatten. Vor meinem Haus flackert Blaulicht, ein paar Polizisten drücken drei Männer gegen die Hauswand, Arme und Beine auseinander, dann werden sie abgetastet. Zum Tagesabschluss gerate ich in eine Razzia. Namaste.

Ich will noch einmal nach dem Baum schauen, im Dunkeln starrt es sich leichter. Aber die Tage werden immer länger, die Sonne mag nicht mehr untergehen, sie hat Spaß an dem ganzen Trubel gefunden und will nichts mehr verpassen. Die weißen Blüten heben sich gegen den Abendhimmel ab. Hinter dem Baum stehen als Touristenattraktion Metallröhren, aus denen Flammen emporschießen, Rauchschwaden steigen auf und werden violett und rot und grün angeleuchtet von den wechselnden Lichtern der Klubs.

Die Temperaturen sind schon mild. Aber abends wird der Wind kühl, und die Luft riecht nach Regen. Sebastian hat jetzt seine Freunde dabei, unter ihnen auch eine Frau in Lederjacke mit grün gefärbten Haaren, die einzige Frau in der Runde. Sie schreit auf Sebastian ein, der stoisch dahockt, zwei schwarze Hunde umkreisen sie aufgeregt, kläffen und springen Passanten an. Das Geschrei geht unter im Geheul der Sirene eines Krankenwagens, der vorbeidonnert. Vor ein paar Wochen wurde nur einige Meter vom Baum entfernt jemand abgestochen. Es vergeht kein Tag, an dem ich nicht die Polizei vor meinem Haus sehe oder das Blaulicht eines Krankenwagens. Dieses Gebiet ist sicher gut auszuhalten für Menschen, die gelassener sind als ich oder härter, so hart wie der Baum, und für Touristen und Erasmus-Studenten geht es auch, weil ihre Aufenthaltszeit begrenzt ist und sie alle erst Anfang zwanzig sind. Aber ich bin alt (34) und möchte hier manchmal einfach nur mit dem Swiffer gepflegt durchgentrifizieren.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Die Partytram rattert über die Warschauer und bringt weitere Zwanzigjährige in Schwarz mit Biernuckelflaschen in den Händen. Alle tragen Schwarz und sehen aus wie eine Armee. Irgendwo scheint es einen unerschöpflichen Vorrat an Zwanzigjährigen in schwarzen Klamotten zu geben, aus dem sich dieser niemals enden wollende Strom speist. In der Ferne prangt die riesige Diskokugel des Fernsehturms am sternenlosen Himmel. Mach dich bereit, Friedrichshain, dir steht wieder eine wilde Nacht bevor.

Am Sonntagmorgen ist keiner mehr da. Kein Dealer, kein Penner, kein Punker. Jeder hat einmal frei. Der Regen hat über Nacht die letzten Blüten wie weißes Konfetti in den Gulli gewaschen. Ich stehe vor dem Baum, einen Becher Kaffee in der Hand. Ich werde wegziehen, ich bin zu zart für Friedrichshain. Während ich über meinen Umzug nachdenke, ist mein Freund, der Baum, zum Bleiben verdammt, er ist eine Immobilie.

Seine einzige Chance: Ausharren wie ein Zen-Buddhist. Der Lotus ist die heilige Pflanze im Buddhismus. Er wächst selbst im dreckigsten Sumpf und erhebt sich aus dem Schlamm, aus «Avidya», der Unwissenheit. Das macht ihn zum Symbol des Lebens und der Hoffnung. Im Frühling kann einem der Baum vorkommen wie ein wunderschöner Lotus. Im Frühling erzählt er denen, die zuhören wollen, etwas vom Überleben in der großen Stadt Berlin, wo sie nicht Prenzlauer Berg oder Mitte ist, sondern verdammt hässlich und hart. Schönheit ist überall möglich. Selbst an der Warschauer, Ecke Revaler. Das gibt doch Hoffnung, oder? Hoffnung für alle, die hierbleiben müssen. Oder wollen.

Mein Vater, das Volk

Schon immer war der Vater unseres Autors konservativ, aber nie extrem in seinen Positionen. Dann klingelt das Telefon. Er wolle zu einer Kundgebung, auf der Frauke Petry spricht. Unser Autor macht sich Sorgen – und begleitet ihn. Eine Begegnung mit einem politisch irritierten Mann, der für ein ganzes Land steht.

Von Marco Maurer, NEON, 11. April 2016

Meinen Vater und mich eint vieles, uns trennen aber auch Welten. Unsere gemeinsame Vorliebe für Münchner Biergärten, unsere Hingabe für einen Fußballverein im Süden Deutschlands, unsere Sturheit und unsere gescheiterten Beziehungen zu Frauen. Seit ich denken kann, ist mein Vater aber auch der CSU und ihrer großen Schwesterpartei, der CDU, sehr nahe. Bayern ist für meinen Vater die CSU. Er verehrt nicht Horst Seehofer und Markus Söder, sondern immer schon Franz Josef Strauß, Bayerns geliebten wie gefürchteten Übervater einer lang vergangenen Dekade. Rot-Grün unter Gerhard Schröder empfindet er heute noch als herbe Niederlage. Ich dagegen mache, seit ich wählen darf, mein Kreuz links von meinem Vater – entweder bei Rot oder Grün.

Mein Vater ist ein Mann, auf den ich mich verlassen kann. Er wechselt im Frühjahr wie im Winter die Reifen meines Autos, fährt nach meiner Trennung den Umzugssprinter von Süd nach Nord – und erzählt mir, schniefend auf dem Beifahrersitz, wie schlimm für ihn die Scheidung von meiner Mutter war.

Ausdruck dieser Zuverlässigkeit ist für mich der stattliche Bauch meines Vaters. Dieser Bauch ist ein hochsensibles Messinstrument, das die Stimmung der letzten großen Volkspartei Deutschlands, der CDU, wiedergeben kann wie Jörg Kachelmann früher das Wetter: detailgetreu. Wir deutschen Wähler können uns auf den ARD-Wahlexperten Jörg Schönenborn verlassen, aber im Gegensatz zum Bauch meines Vaters sind dessen Prognosen reiner Dilettantismus. Wenn ich wissen will, wie das

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Volk über die EU und Griechenland, die Maut und die Flüchtlinge denkt, setze ich mich ins Augsburger Wohnzimmer meines Vaters, esse mit ihm einen Topf voll heißer Würste in Zwiebelsud und höre in seinen Bauch hinein. Obwohl sich das gemütlich anhören mag, entwickeln sich dort an seinem Wohnzimmertisch oft unangenehme Debatten.

Ich war für die Abschaffung der Wehrpflicht – er nicht.

Ich bin für den schnellstmöglichen Atomausstieg – er nicht.

Ich bin dafür, dass auch Schwule und Lesben heiraten dürfen – er nicht.

Ich finde, der Islam gehört zu Deutschland – er nicht.

Ich bin dafür, dass Griechenland die Schulden komplett erlassen werden – er nicht.

Er muss meine Meinung ertragen, ich seine, auch wenn es uns schwerfällt. Nach diesen Debatten ist oft tagelang kein Gespräch mehr möglich. Am schlimmsten finde ich, dass sich mein Vater stoisch weigert, sich politisch korrekt auszudrücken. Ich arbeite wie mit einem Seziermesser an Sätzen; mein Vater spricht ab und an von „Gesindel“, wenn er Drogenabhängige meint, und von „warmen Brüdern“, wenn es um Homosexuelle geht. Aus der Zeit gefallene Sätze eines Franz Josef Strauß leben in meinem Vater fort; er ist weniger sensibel und geschult im Umgang mit Worten als ich. Er dagegen findet wahrscheinlich, ich sei ein versnobter Pedant.

So nah die Beziehung zwischen Vater und Sohn ist, manchmal schmerzt sie uns. Inzwischen haben wir dazugelernt: Über Politik reden wir kaum mehr. Geraten wir doch mal wieder in eine solche Debatte, wechseln wir ungelentk das Thema. „Wie geht morgen das Spiel aus?“, fragt einer dann. Wir wollen unsere ansonsten gute Beziehung schützen.

Mein Vater vergreift sich zwar manchmal in seiner Wortwahl, findet aber die Aussagen der AfD-Politiker Beatrix von Storch („Merkel nach Chile“), Björn Höcke („tausend Jahre Deutschland“) und Frauke Petry („Schusswaffengebrauch“) unsäglich;

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

er verurteilt die Anschläge auf Flüchtlingsheime. Ein Mann aus seinem Haus will ihn seit Monaten auf Pegida-Demos mitnehmen und drückt ihm Werbung des rechten Blogs „PI-News“ in die Hand. Doch zu Pegida würden meinen Vater „keine fünf Brauereirösser hinziehen“, sagt er.

So habe ich mir trotz unseres Richtungsstreits nie Sorgen gemacht, dass mein Vater nicht nur konservativ, sondern ein wenig zu weit rechts sein könnte.

Dann klingelte vor ein paar Wochen mein Telefon.

Mein Vater sagte, er überlege, ob er zu einer Veranstaltung der AfD im Augsburger Rathaus gehe, Frauke Petry habe sich angekündigt. Der Satz kam unvermittelt. Als das Reizwort mit den drei Buchstaben fiel, war mir zumute, als hätte man mir Koffein in die Venen gespritzt.

Auf meine Einwände antwortete mein Vater, die AfD-Vorsitzende Frauke Petry und Parteivize Alexander Gauland seien zwei lupenreine Demokraten. Da die lupenreine Demokratin Petry zuvor gesagt hatte, dass der Grenzübertritt von Flüchtlingen notfalls mit Schusswaffen verhindert werden müsse, war ich entsetzt. In dieses stille Entsetzen hörte ich meinen Vater sagen: „Ich bin immer gut mit der Union gefahren – bis jetzt.“

Mein Vater ist siebzig Jahre alt und hat nie an seiner Berufswahl, Kaminkehrer, und auch nicht an seiner politischen Identität gezweifelt: beides pechschwarz.

Doch seit dem Telefonat frage ich mich: Was irritiert gerade diesen Mann, der 52 Jahre lang CDU-Politikern wie Kurt Georg Kiesinger, Helmut Kohl und Angela Merkel an die Macht verhalf? Woher kommt dieses Fremdeln mit der Partei? Hat sie sich verändert oder er selbst? Was sorgt ihn, und muss ich mich um ihn sorgen? Was geht 2016 im Bauch meines Vaters vor – und damit im Volk? Driftet es nach rechts ab? Ich beschließe, meinen Vater zu begleiten.

Ein Freitagabend in Augsburg, eine Stadt inmitten Bayerns, mein Vater und ich gehen über das Kopfsteinpflaster der Fußgängerzone. Er trägt sein bestes Jackett und eine rote Krawatte. Ich mag, dass sich ältere Herren in Schale schmeißen, wenn Weihnachten ist oder es um etwas geht. Und mein Vater ahnt, heute geht es um etwas. Nicht nur seine eigene Stimmungslage wähnt er verändert, sondern die eines ganzen

Landes. Seit es mit Flüchtlingen umgehen lernen muss, seit das Attentat in Paris und die Kölner Silvesternacht den Blick vieler auf die Neuankömmlinge veränderten, ist da eine Unruhe. Auch Augsburg ist in Wallung, der CSU-Oberbürgermeister der Stadt bezeichnete Petry als „Botschafterin des Unfriedens“ und sprach ein Hausverbot für das Rathaus aus. Ein Gericht entschied jedoch, dies sei unzulässig. Petry darf kommen.

Mein Vater und ich schieben uns auf dem Rathausplatz durch Tausende Menschen. Sie demonstrieren hier als „Bündnis für Menschenwürde“ gegen die AfD. „Augsburg ist bunt“, rufen sie und lassen Ballons mit der Aufschrift „Amore statt Peng Peng“ in die Luft steigen. Ich entdecke vertraute Gesichter von früher, Bekannte, Freunde, Exfreundinnen. Ich habe hier mein Abitur gemacht, nächtelang in Clubs gefeiert. Ähnlich geht es meinem Vater, er nickt Menschen zu, die seine Kunden waren. Der Rathausplatz, das Herz Augsburgs, war über Jahrzehnte sein Kaminkehrerrevier. „So eine Gaudi“, sagt er, „fast wie beim Aufstieg des FC Augsburg.“ Ich habe einen ähnlichen Eindruck, doch der gemeinsame Moment ist schnell vorbei. Mein Vater sagt: „Keiner von denen weiß, wie es nach dem Krieg hier aussah, aber jetzt demonstrieren sie.“ Gedanken, die ich nicht verstehe. Ich antworte ihm, sie versammeln sich, weil sie nicht wollen, dass es wieder so wird wie 1939. Mein Vater schweigt.

Viele meiner Freunde sagen, sie können sich diesen innerfamiliären Konflikt nicht vorstellen. Konservatismus kennen sie nur aus den Texten des FAZ-Journalisten Jasper von Altenbockum. Wir leben alle in einer Filterblase, Freunde und Twitter haben ähnliche Ansichten, die Familie meist auch. Bei mir nicht. Meine Freunde sind interessiert an diesem Konflikt. Sie fragen: Will man nicht seinem Vater gefallen? Und möchte ein Vater nicht, dass sein Sohn ihm gefällt? „Wollen wir“, antworte ich dann, „nur politisch geht das bei uns leider nicht.“

Mein Vater hat es eilig, er will wie immer pünktlich sein. Am Hintereingang des imposanten Rathauses aus der Renaissancezeit hatte kurz zuvor ein Pulk Neonazis – Reichskriegsflaggenaufnäher, SS-Symbole – versucht, sich durchzuschlagen. Auf dem Weg in den zweiten Stock frage ich meinen Vater, ob er schon einmal die AfD gewählt habe. Er sagt: „Einmal, bei einer Stadtratswahl.“ Mir wird mulmig. Im Saal

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

angekommen, schüttelt mein Vater dem Vorsitzenden der Augsburger AfD die Hand. Sie kennen sich bisher nicht. Zur ganzen Erzählung gehört aber, dass mein Vater auch Podien besucht, auf denen Gregor Gysi und Sahra Wagenknecht zu Gast sind. Mein Vater ist ein politischer Mensch, er legt sich nicht ohne die Tagesthemen und die allabendliche politische Talkshow schlafen.

Der Saal ist gut gefüllt, rund 300 Menschen. Ich würde mich am liebsten ins letzte Eck verdrücken, mein Vater drängt in Richtung Bühne. Wir nehmen in der dritten Reihe Platz. Zuletzt war ich in diesem Saal, als Peter Licht von Safarinachmittagen sang, traf auf Zeilen und Menschen, die mir vertraut sind. Heute heißt es: „Liebe Frau, unser Stargast, the stage is yours.“ Abgesehen davon, dass sie fast alle männlich sind, könnten die Gäste kaum unterschiedlicher sein: Männer in mies sitzenden Sakkos mit Deutschlandfahne am Revers, junge Christian-Kracht-Lookalikes und jede Menge Menschen, die aussehen, als wären sie Lehrer. Vor uns sitzen fünf knollennasige Senioren, von denen ich annehme, dass sie sich seit ihrer Geburt von Leberkäse ernähren. Dann beginnt etwas, das einer Szene aus einem Bühnenstück ähnelt.

Personen

BAYERBACH, Stadtrat AfD Augsburg

BYSTRON, Landesvorsitzender AfD Bayern

PETRY, Bundesvorsitzende AfD

MEYER, Wortführer der Leberkäsegang

MEIN VATER

ICH

GEGENDEMONSTRANTEN

BAYERBACH tritt auf die Bühne, im Hintergrund das blaue Banner der AfD, darauf deren Motto „Mut zur Wahrheit“. Ein paar Tage zuvor ist ein Zug in Bad Aibling entgleist. Elf Tote, bundesweites Entsetzen.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

BAYERBACH: „Bitte erheben Sie sich für eine Gedenkminute.“

Rund vierzig Sekunden Stille.

MEYER (*händereibend*): „Sehr gut, dass er daran denkt. Sehr gut. Das rückt uns in ein gutes Licht.“

Vom Rathausplatz dringen plötzlich laute Gitarrenakkorde durch die Rathausfenster.

MEYER (*abfällig*):

„Die da unten machen Discomusik – und in ganz Bayern tragen sie Trauer. Solche Menschen sind das.“

Nickendes Zustimmung der Leberkäsgang. BAYERBACH beginnt seine Rede.

BAYERBACH: „Wir ziehen die falschen Leute an, die richtigen halten wir ab.“

Die Zuhörer klatschen. Vater auch.

BAYERBACH: „Wenn unsere Merkel sagt, wir schaffen das, ist das Quatsch!“

Zuhörer klatschen. Vater auch.

BAYERBACH: „Die etablierten Parteien verfolgen nicht mit Argumenten ihre Strategie, sondern es wird gehetzt, verleugnet und ausgegrenzt.“

Klatschen. Vater auch.

BAYERBACH: „Was habt ihr in der CSU zu bieten? Horst Seehofer, der eine AfD-Forderung nach der anderen nachplappert? Und was ändert sich? Nicht schreien, sondern handeln, raus aus der Regierung.“

Vater auch.

Ein Lautsprecher versagt.

MEYER (*in Richtung Bühne brüllend*): „Rechts geht's nicht, wir hören rechts nichts.“

MEIN VATER (*zurückhaltend*): „Dann ist er schwerhörig.“

BYSTRON: „Na, rechts muss man doch von der AfD was hören.“

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Stammtischlachen. Vater nicht.

MEYER (*giggelnd*): „Das war gut, dass er das so gesagt hat.“

MEIN VATER (*sich unwohl fühlend, den Blick auf MEYER richtend*): „Die haben sie wohl nicht mehr alle.“

Nun spricht PETRY. Nach fünf Minuten stellen sich zwölf bisher getarnte GEGENDEMONSTRANTEN schweigend auf ihre Stühle, sie tragen Shirts mit der Aufschrift „Rassismus trägt viele Gesichter, alle sind hässlich“. Unruhe im Saal. Manchmal spricht PETRY weiter, manchmal bricht sie ab. Minuten vergehen so.

MEYER: „Buh. Schmeißt sie halt raus.“

GEGENDEMONSTRANTEN blasen plötzlich in Trillerpfeifen. Verschiedene AfD-Anhänger stoßen sie von ihren Stühlen.

MEYER: „Früher hätte man die erschossen.“

CHOR (mehrstimmig singend): „Solche Menschen sind das, solche Menschen sind das.“

Zugegeben, den Chor gibt es nicht und Meyer heißt eigentlich anders, ansonsten trägt sich die Szene genau so zu. Mein Vater lässt die Demonstranten agieren. Er schmunzelt mir nur zu, politischer Zirkus gefällt ihm. Nach wenigen Minuten endet Frauke Petrys zahme Rede. Dennoch: stehende Ovationen. Ich schaue durch die lang gestreckten Rathausfenster nach draußen. Seltsam zerrissenes Deutschland, denke ich. Unten die Gegendemonstranten im goldenen Licht des Rathausplatzes, hier oben die AfDler, die sich vom Büfett Pils in kleinen Flaschen holen, daneben mein Vater. Ich fühle mich noch immer unwohl, ziehe aber ein erstes erleichtertes Resümee. Mein Vater findet, trotz gelegentlicher Zustimmung, keinen Zugang zur AfD. Alleine lehnt er an einem der Stehtische, sagt, er wolle nun gehen.

Den Hintereingang des Rathauses sichern Polizisten und diverse Zäune ab, ein Schutzwall. Vor ihm: linke Demonstranten, Antifa-Gestalten, einer tritt an uns heran.

„Schämen Sie sich nicht, Sie Rassisten?“, schreit er uns an.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

„Weißt du, was du bist, ein Riesenarschloch“, antwortet mein Vater ungehalten. In diesem Moment, in dem ich selbst nur zu Boden blicke, bin ich stolz auf meinen Vater. Ich finde, er dürfte höflich nach den Gründen seines Hierseins befragt, nicht aber beschimpft werden. Noch dazu von einem Teenager, der bisher wohl nur das oft tumbe linke Selbstgespräch kennt und dessen politisches Leben offenbar einen Sommer alt ist. Ähnlich geht es mir, wenn Freunde, Journalisten oder Politiker von der AfD hören und die Rassismuskeule auspacken. So schwarz-weiß ist die Welt nicht, sie hat Grautöne, auch im Grenzbereich zwischen Konservatismus, Populismus und Rassismus. Kurz denke ich darüber nach, dem Teenager zu sagen, dass sich mein Vater in einem legitimen demokratischen Prozess befindet. Dass wir mit den alten Zuschreibungen, den Kategorien „links“ und „rechts“, in unserer neuen globalen Welt nicht mehr zurande kommen.

Das beobachte ich an mir selbst. Noch vor einem Jahr wäre es für mich undenkbar gewesen, mich hinter Merkels Politik zu stellen. Heute ist ihr Leitsatz „Wir schaffen das“ für mich alternativlos. Bin ich konservativer geworden? Nein, ich glaube nur, wir müssen alte Muster durchbrechen. Gysi von den Linken sinniert über eine Koalition zwischen der CDU und seiner Partei, der grüne Ministerpräsident Winfried Kretschmann sagt: „Ich bete jeden Tag dafür, dass die Bundeskanzlerin gesund bleibt.“ Unter SPD-Anhängern hat Merkel mehr Unterstützer als Sigmar Gabriel – vermutlich sogar bei vielen SPD-Politikern. Diese Menschen einigen sich in den Übergangszonen ihrer Werte. Zu dieser Haltung müssten nur sowohl der Teenager als auch mein Vater kommen. Denn wer sich auf eine Ideologie versteift, wird nie verstehen.

Mein Vater und ich schauen uns auf dem Rathausplatz die Reste einer heftigen Nacht an, Spruchbänder, zerborstene Bierflaschen, Konfetti, Müll. Ich schreibe eine SMS an einen Freund. Ich ahne, dass Olli, wie ich Mitte dreißig, auf der Gegendemo war. Olli ist Musiker, nahm mit seiner ehemaligen Band Anajo unter anderem an Stefan Raabs „Bundesvision Song Contest“ teil. Er ist schwul, hat bisher stets die Grünen oder die SPD gewählt, ein Gegenentwurf zu meinem Vater. In Augsburg ist er eine Figur der Nacht wie in Hamburg Rocko Schamoni. In Ollis Studio stehen zig Gitarren, die Türen sind mit Matratzen abgehängt, ein Musikergehege. Wir sitzen zu

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

dritt auf zwei alten Sofas – Olli, mein Vater und ich –, Kerzen flackern auf dem Tisch. Aus den Boxen drängt der vertraute Balkan-Paris-Weltmusik-Sound der Band Beirut.

„Ihr wart also bei der AfD?“, fragt Olli mich und meinen Vater spitzbübisch.
„Warum?“

„Die AfD steht für Werte, die die CDU bis vor zehn Jahren hatte. Bevor Merkel sie aufs Spiel gesetzt hat“, antwortet mein Vater.

„Welche Werte denn?“

„Unsere alten deutschen Werte“, sagt mein Vater.

Ich zittere kurz.

„Das ist eine Politik Merkels – vor allem zuletzt mit den Flüchtlingen –, die Deutschland schadet. Sie ist gefährlich. Die meisten Deutschen wollen das nicht, mehr als eine Million Flüchtlinge – das gibt eine ganz andere Kultur. Eine, die sich nicht mit unserer verträgt. Und was wollen wir denn mit den Marokkanern? Das hat Silvester in Köln gezeigt. Das sind außerdem Wirtschaftsflüchtlinge.“

„Deutsche Werte verändern sich auch“, antwortet Olli.

„Aber aufgebaut wurde die Bundesrepublik doch mit den anderen Werten, jahrzehntelang.“

„Sie werden gerade weiterentwickelt.“

„Wo wird denn etwas weiterentwickelt, wenn wir Grenzkontrollen unterlassen und das Dublin-Abkommen verleugnen? Wenn wir unkontrolliert einwandern lassen? Merkel bestimmt, wie wir zu denken haben. Ich denke aber anders“, sagt mein Vater.

„Das war eine spontane Entscheidung, um eine humanitäre Katastrophe zu verhindern“, entgegnet Olli. „Was hätten wir sonst tun sollen?“

„Die Außengrenzen sichern und die Flüchtlinge, die schon hier sind, wieder zurückschicken, sobald sich die Lage in ihren Ländern beruhigt.“

„Die Lager sind eine Katastrophe“, sagt Olli.

„Deswegen müssen wir uns finanziell beteiligen, aber nicht Millionen Flüchtlinge aufnehmen.“

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Aus dieser anfänglichen Unterhaltung entspinnt sich eine drei Stunden lange Diskussion, in der ich viel über meinen Vater und die Bürger unseres Landes lerne. Über ein „Volk“, das irritiert ist und sich sorgt um etwas, das es „konservative Werte“ und „deutsche Kultur“ nennt. Ein Volk, das sich sorgt, dass sich seine Kirchen nicht mehr füllen, dass gleichzeitig Minarette gebaut werden könnten; das fremdelt, weil mittlerweile Frauen, die Niqab tragen, hier wohnen, wie im Haus meines Vaters. Ein Volk, für das die aktuellen Nachrichten, die kleinen Augenschlitze des Niqab, das arabische Gespräch im engen Aufzug ein Zuviel an Beklemmung schaffen. Ein Volk, das sich wie mein Vater sorgt, dass die Rente nicht erhöht wird, obwohl man dafür ein Leben lang gearbeitet hat. Ein Volk, das wütend wird, wenn Menschen wie Olli und ich dagegenhalten und sagen: „Wir können uns das leisten. Ich zahle gern den ein oder anderen Euro meiner Steuern für das Wohl der Flüchtlinge.“ Ein Volk, das vom Merkel-Selfie verärgert ist, weil es das als identitätszerstörenden Lockruf deutet.

Mein Vater, das Volk, lässt auch Sätze fallen, die unschön sind, etwa wenn es um das geplante Münchner Islamzentrum geht: „Schon eine Bierflasche wäre zu hoch. Lieber noch ein zweites Hofbräuhaus als ein Minarett!“ Über gleichgeschlechtliche Partnerschaften sagt er: „Ehe ist Ehe, und schwul ist schwul.“ Sogar Olli lacht bei diesen Sätzen, mit denen mein Vater auf jedem politischen Aschermittwoch der CSU und auch auf Ortsverbandstreffen der AfD punkten würde; aber rassistisch sind sie meiner Ansicht nach nicht. Mein Vater sagt: „Man muss auch mal rechts sein dürfen.“ Oder nehme ich nun meinen Vater in Schutz?

Ein paar Tage nach dem Abend in Ollis Studio lese ich in der „Zeit“ einen Essay mit dem Titel „Vom Recht, rechts zu sein“. Darin finde ich alle Gedanken meines Vaters wieder, allerdings rhetorisch geschulter formuliert. Der Autor schreibt, er sehe keine Partei mehr, die seinen konservativen Gedanken eine Heimat bietet. Er finde, das „Institut Ehe und Familie“ sollte nicht auf „alle möglichen Kombinationen und diverse Reproduktionstechniken“ ausgedehnt werden. Die Warnung vor einer Islamisierung finde er keineswegs absurd, er zweifle daran, dass die Eingliederung von vielen Hunderttausend Menschen gelingen könne, und er sehe in der Errichtung von Moscheen, deren Prediger kaum zu kontrollieren seien, keinen Gewinn. Der

„Zeit“-Feuilletonist beschreibt sich selbst und bezieht sich auf Intellektuelle wie Peter Sloterdijk und Botho Strauß.

Seine Argumente unterscheiden sich nicht von denen, die an Stammtischen inmitten von Bayern üblich sind. Denn der Bauch meines Vaters speist sich nicht von allein. Ihm muss etwas zugeführt werden – Schlagzeilen, Talkshows und Begegnungen. „Politisieren“ nennt das mein Vater, er macht das auf dem Augsburger Stadtmarkt. Dort, auf dem Pfälzer Weinstand etwa, trifft er auf Vermessungstechniker und Rechtsanwälte, auf Einwanderer aus Rumänien und CSU-Stadträte: „Und alle schimpfen sie wie Rohrspatzen auf Merkels Flüchtlingspolitik“, sagt er.

Was für ein irritiertes Land, denke ich. CSU-Stadträte keilen gegen die Kanzlerin, die „taz“ singt Lobeshymnen auf sie, und Olli und ich hätten sie am liebsten für die Öffnung der ungarischen Grenzen im vergangenen August selbst nach Oslo gefahren und dem Friedensnobelpreiskomitee übergeben. Mein Vater sagt dagegen in Ollis Studio mit Blick auf die anstehenden Landtagswahlen in Baden-Württemberg, Rheinland-Pfalz und Sachsen-Anhalt: „Diese Politik fällt Merkel auf die Füße. Um achtzehn Uhr mit den Hochrechnungen werden wir in einem anderen Land leben.“

Landtagswahlabend, Sonntag, 13. März, 17.58 Uhr, rund dreizehn Millionen Wahlberechtigte haben in den vergangenen Stunden ihre Stimme abgegeben. Ich sitze mit meinem Vater vor dem Fernseher. Wir essen Hendl mit Kartoffelsalat, und ich frage ihn, was sein Bauch prognostiziert. Er antwortet, dass die AfD klar zweistellig in allen Ländern abschneiden und in Sachsen-Anhalt sogar weit jenseits der zwanzig Prozent landen wird. Er glaubt an einen historischen Rechtsruck. Er wird in wirklich jedem Detail Recht bekommen.

Noch am Wahlabend sagen sowohl „Zeit“-Chef Giovanni di Lorenzo als auch Jörg Schönenborn, dass die AfD-Wähler überwiegend keine rechtsradikalen Wähler seien. Mein Vater schaut von seinem Sessel auf und sagt: „Hörst du das, Marco?“ Er meint sich selbst. Dann deutet er auf den Bildschirm. „Das scheppert noch in allen Parteien – noch siebzehn Monate bis zur Bundestagswahl.“ Ändere sich nichts, werde sich mit der AfD eine neue Kraft in diesem Land etablieren. Ähnlich, wie es mit den Grünen in den 80er Jahren der Fall war, würde die AfD die ganz schrillen Töne, die

man im absurden Entwurf des Parteiprogramms noch nachlesen kann, verlieren. Ich sehe keinen Grund, an seinen Worten zu zweifeln, und denke auch, dass wir uns leider an einen Rechtspopulismus gewöhnen werden müssen, der in Bayern durch die CSU und im restlichen Europa schon Alltag ist.

Die Nacht ist hereingebrochen über Deutschland. In der Wohnung meines Vaters liegt auf dem Fensterbrett neben dem Sessel ein Feldstecher. An Föhntagen sieht man von hier aus die weißen Gipfel der Alpen. Während mein Vater „Anne Will“ schaut, frage ich ihn, was er wählen würde, wäre sein Wahllokal nicht in Bayern, sondern in einem anderen Bundesland. Laut infratest-dimap wäre die CSU für viele AfD-Anhänger eine Option gewesen, wäre sie für ihre Landtage angetreten. Mein Vater antwortet: Petry könnte er sich vorstellen.

Dieser Satz bereitet mir Sorgen – um meinen Vater, um Deutschland. Er bedeutet nämlich, dass die AfD für viele Deutsche außerhalb Bayerns das sein kann, was sie verspricht: eine Alternative.

Ein Gedankenexperiment. Wie würde ich mit einem AfD-Sympathisanten reden, der nicht mein Vater ist? Ich würde versuchen, ihn vom Gegenteil zu überzeugen, an einer Bar zum Beispiel, einen Whisky Sour lang. Wenn der andere stur bliebe, würde ich den Kontakt wohl recht bald abbrechen, meine Filterblase aktivieren. Meinen Vater kann ich nicht mehr umstimmen und bleibe trotzdem tief mit ihm verbunden. Mit ihm bin ich milder als mit meinem imaginären Gegenüber: Er ist auch ich. Wir brauchen uns; früher, jetzt, zukünftig.

Umso mehr treibt mich um, wie mein Vater weiter nach einer politischen Zugehörigkeit sucht – und damit über meine Grenzen hinweggeht. Ich beobachte ihn, ich nehme ihn in Schutz, ich distanzieren mich wieder von ihm. Genauso wie von Deutschland. Ich ahne, dass meinem Vater die Frau Petry gefällt. Vielleicht findet er sie mutig, wenn er sie in Talkshows sieht. Dabei ist sie keineswegs harmlos. Mit ihrem perfiden politischen Spiel überträgt sie Misstrauen auf meinen Vater, bestärkt seine Ängste. Am Ende begegnet er vielleicht sogar seinem iranischen Schuhmacher mit Argwohn, und der oder dessen Söhne spüren das. Deutschland würde erkalten, eine New German Angst gedeihen.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Ich traue meinem Vater viel zu, aber eine Abkehr von seinen Positionen gehört nicht dazu, erst recht nicht nach der Erfahrung dieses Tages. Die Welt hat sich zuletzt rasant verändert. Mein Vater ist stehen geblieben, wo auch Seehofers CSU und weite Teile der AfD zu Hause sind. Ich könnte ihn fragen: Was soll denn schon passieren, wenn neue Menschen in dieses Land kommen? Ich ging mit türkischen Gastarbeiterkindern zur Schule, genauso wie mit Balkanflüchtlingen. Heute haben sie Jobs, die wichtig für unsere Gesellschaft sind, sie arbeiten als Kindergärtnerinnen, als Juristinnen und Ärztinnen. Integration hat für mich immer funktioniert. Doch weder Worte noch mein eigenes Aufwachsen werden meinen Vater mehr überzeugen.

Die Nacht, in der Frauke Petry in Augsburg spricht, endet nicht in Ollis Studio. Mein Vater verabschiedet Olli und mich und geht nach Hause, in seine Welt. Wir stehen vor dem angesagtesten Club der Stadt, dem City-Club am Königsplatz, der einfach deshalb so angesagt ist, weil er an Berlin erinnert, so ist das in der Provinz. Früher hatte das Lokal einen miesen Ruf, zwielichtige Gestalten lungerten herum, mein Vater warnte mich. Heute hat der Ort seinen Schrecken verloren. Man kann hier morgens frühstücken, nachmittags Yoga lernen, abends Pizza essen und in den Club gehen, man trifft Menschen mit türkischen oder marokkanischen Wurzeln. Vor der Tür des Gebäudes stehen noch immer wie früher Menschen, rauchen und quatschen. In Ollis Studio war mein Vater beunruhigt, dass wir in den City-Club wollten. Seine Ängste waren noch da, er hatte den Wandel zum Guten nicht bemerkt. Kein Grund zur Sorge um Deutschland, Papa. Da sind nur meine Freunde – und ich.